

Sandra Hetzl u. Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.)



IN DER ZUKUNFT SCHWELGEN

VON WÜRDE UND
GERECHTIGKEIT UND DEM
ARABISCHEN FRÜHLING

Essays aus Nahost und Nordafrika

[transcript] Soziale Bewegung und Protest

Sandra Hetzl, Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.)
In der Zukunft schwelgen

Sandra Hetzl übersetzt, schreibt, forscht und kuratiert Veranstaltungen mit einem Fokus auf zeitgenössische arabische Literatur. Sie hat Erzähl- und Lyrikbände und Sachbücher von u.a. Rasha Abbas, Kadhem Khanjar und Aref Hamza übersetzt. Sie ist Gründerin des Agenturkollektivs 10/11 für zeitgenössische arabische Literatur und des Literaturfestivals Downtown Spandau Medina.

Die Heinrich-Böll-Stiftung ist eine grüne politische Stiftung, eine reformpolitische Zukunftswerkstatt und ein internationales Netzwerk. Sie arbeitet mit über hundert Partnerprojekten in 60 Ländern zusammen und unterhält Büros in mehr als 30 Ländern (www.boell.de).

Sandra Hetzl, Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.)

In der Zukunft schwelgen

Von Würde und Gerechtigkeit und dem Arabischen Frühling.

Essays aus Nahost und Nordafrika

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2022 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Sandra Hetzl, Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.)**

Umschlaggestaltung: Abraham A. Zeitoun

Lektorat: Tine Mothes

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-6328-0

PDF-ISBN 978-3-8394-6328-4

<https://doi.org/10.14361/9783839463284>

Buchreihen-ISSN: 2701-0473

Buchreihen-eISSN: 2703-1667

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Es hat gerade erst angefangen

Eine Einleitung

Andrea Böhm 7

Erinnerung an die Zukunft – Andenken an Beirut

Abraham A. Zeitoun 19

Von Rollstühlen und Freiheitsplätzen

Ahmed Saadawi 29

Zehn Jahre in einer Parallelwelt

Ameenah A. Sawwan 43

Bidoon: Geburt einer Literatur und eines politischen Anliegen

Mona Kareem 61

Notizen einer vermoderten Revolution

Rim Benrjeb 71

Ein Meer überreifer Kirschen

Ghady Kafala 81

Ohrfeigen am Rande von Gemetzeln und Katastrophen	
<i>Avo Kaprealian</i>	91
Schreiben als Entschleierung: Der literarische Widerstand iranischer Frauen	
<i>Ava Homa</i>	107
Acting Straight: Ein Text für meinesgleichen	
<i>Raeef al-Shalabi</i>	117
Dauerhaft vorübergehend	
<i>Alia Mossallam</i>	131
Al-Nif: Eine algerische Kurzgeschichte über Gejammer und Würde	
<i>Salah Badis</i>	141
Die jemenitische Revolution: Würde war hier	
<i>Bushra al-Maktari</i>	149
Bilder von den Ausläufen der Anfänge	
<i>Jwan Tatar</i>	161
Dimitri im Süden von Damaskus	
<i>Qosay Amameh</i>	173
Glossar	185
Autor*innen	189
Übersetzer*innen und Lektorat	193

Es hat gerade erst angefangen

Eine Einleitung

Andrea Böhm

Ein Foto, aufgenommen am 4. Februar 2011 auf dem Tahrir-Platz in Kairo: Ibrahim, in der Hand einen Zettel, auf dem »Nieder mit Mubarak« gekritzelt ist, auf dem Kopf einen Kochtopf, der ihn vor Polizeiknüppeln schützen soll. Im rundlichen Gesicht ein müdes, erstauntes Lächeln. Als könne er selbst nicht glauben, mit Tausenden anderen plötzlich das Undenkbare zu tun: sich zu wehren.

Eine Woche später war Ägyptens Autokrat Hosni Mubarak zurückgetreten. Ibrahim und die anderen Demonstrant*innen vom Tahrir hatten gewonnen – einen Moment lang.

Ich habe den Mann nie getroffen. Ich weiß auch nicht, wie er wirklich heißt. Der Name Ibrahim, fand ich, passt zu ihm. Das Foto habe ich mir ausgedruckt und aufgehängt. Nicht aus Nostalgie für einen kurzen historischen Augenblick des Aufbruchs, der böse enden sollte, sondern weil ich diesen Gesichtsausdruck kenne. Von Bildern aus dem Prager Frühling, aus den Zeiten der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, von den Demonstrant*innen 1989 auf dem Tiananmen und den Montagsdemonstrationen in Leipzig. Auf all diesen Aufnahmen ist es in den Gesichtern immer wieder zu sehen: das universale Erstaunen von Menschen, die über ihre Angst hinausgewachsen sind.

Ich bin erst später, im November 2013, als Nahost-Korrespondentin nach Beirut gezogen, im Gepäck eine Karte meines neuen Berichtsbereichs. Knapp 20 Länder von Nordafrika bis zum Persischen Golf. Von »Frühling« oder »Aufbruch« sprach kaum noch jemand. Die meisten Staaten der MENA-Region befanden sich zu diesem Zeitpunkt irgend-

wo zwischen Restauration, Bürgerkrieg, Repression, geostrategischem Machtkampf oder, im besseren Fall, in der ernüchternden, weil mühsamen Phase des postrevolutionären Umbaus.

Das ägyptische Militär hatte gerade die reaktionäre, aber demokratisch gewählte Muslimbruderschaft weggeputscht und binnen eines Tages über 1000 ihrer Anhänger*innen massakriert. Libyen stand nach dem Sturz Gaddafis und einem kurzen demokratischen Intermezzo vor einem neuen Bürgerkrieg. In Syrien kämpfte die Opposition inzwischen an zwei Fronten: gegen das Regime und den »Islamischen Staat«. Saudi-Arabien und Iran eskalierten ihr Ringen um regionale Vorherrschaft, unter anderem im Libanon, wo sich die Beiruter Partyszene, syrische Flüchtlingslager und die Trainingscamps der Hisbollah wie verschiedene Planeten auf engstem Raum drängten. Katar und die Vereinigten Arabischen Emirate, kleine Golfstaaten mit »Global Player«-Ambitionen, unterdrückten jeglichen Protest im eigenen Land und heizten Konflikte in Libyen oder Syrien mit Geld und Waffen an. Nur zwei Länder galten damals noch als Hoffnungsträger: Tunesien, wo gerade eine neue Verfassung entworfen wurde. Und, so unwahrscheinlich das im Rückblick klingt, der Jemen, wo eine »Nationale Dialogkonferenz« nach dem Sturz des Diktators Ali Abdullah Salih über die Zukunft des Landes beriet.

Die Wucht der Aufstände

Wer diesen kurzen Rückblick kompliziert findet, kann sich ungefähr vorstellen, wie es damals mir und wohl den meisten anderen Korrespondent*innen erging: wir waren heillos überfordert. Es war unmöglich, im Strudel der Ereignisse einen Überblick über alle Länder zu bewahren, geschweige denn, Prognosen über die Zukunft der arabischen Welt abzugeben. Und wir steckten tiefer denn je im klassischen Dilemma des Journalismus: Komplexität ist der Feind der »guten Story«. Nirgendwo wird das deutlicher als bei der Berichterstattung über Revolutionen. Sie sollen, bitte schön, einen klaren Anfang mit Helden und

Schurken haben und ein klares Ende mit eindeutigem Ausgang, erfolgreich oder gescheitert.

Dieses Narrativ funktioniert schon bei der Französischen Revolution nicht. Und wenn sich eines mit Sicherheit über die arabischen Revolutionen sagen lässt, dann das: sie haben nicht erst mit der Selbstverbrennung des tunesischen Gemüsehändlers Mohammed Bouazizi am 17. Dezember 2010 begonnen. Sie sind auch nicht zu Ende.

Die MENA-Region galt lange als Hort der politischen Stagnation – ein wünschenswerter Zustand für einheimische Oberschichten wie für westliche Regierungen. In ihren Augen brauchte es »stabile« autoritäre Regimes, die das Volk unter Kontrolle hielten. Arabische Gesellschaften, so die herrschende Lesart, waren gefangen in einer erdrückenden Religion, ewigen patriarchalen Strukturen und rituellen Wutausbrüchen gegen Israel. Was alles nicht völlig falsch war, aber in seiner Verabsolutierung ein – durchaus rassistisches – Zerrbild geschaffen hatte.

In Wahrheit hatte es seit Jahrzehnten immer wieder soziale und politische Protestbewegungen gegeben. Brotrevolten, Streiks, Demonstrationen für Rechtsstaatlichkeit. Die vermeintlich unerschütterlichen Diktaturen hatten schon vor Jahrzehnten erste Risse gezeigt. In den 1980er Jahren begannen arabische Regimes mit neoliberalen Wirtschaftsreformen, oft diktiert durch den Internationalen Währungsfonds, die »Gesellschaftsverträge« mit ihrer Bevölkerung aufzuweichen. Ein Prozess, der sich in Wellen wiederholte. Subventionen wurden gestrichen, staatliche Unternehmen privatisiert, der Markt dereguliert. In einem autoritären System führt das fast zwangsläufig zum Ausverkauf an die herrschende Elite.

Diese »Gesellschaftsverträge« waren von Beginn an faul gewesen: Der Staat bot Arbeitsplätze in einer aufgeblähten Verwaltung, lieferte verbilligte Güter zur wirtschaftlichen Grundversorgung und kanalisierte Unmut durch Patronage-Systeme, linientreue Medien und deren Dauerpropaganda von der kollektiven Erniedrigung der Araber durch den Westen. Dafür forderte er seinem Volk absolute Loyalität und den Verzicht auf Menschen- und Bürgerrechte ab. Also auf politische Würde.

In den Revolutionen von 2011 kündigten die Bürger*innen diesen »Gesellschaftsvertrag« endgültig auf. Allen voran die Jungen, die ihn nie unterschrieben hatten. Und zwar in atemberaubendem Tempo. Binnen weniger Monate waren vier Langzeit-Diktatoren gestürzt – in Tunesien, Ägypten, Libyen und im Jemen. In Syrien und Bahrein, in Marokko, Algerien, Jordanien, Irak, Oman begannen Massenproteste – oft unter Beteiligung junger Frauen, die vielerorts längst die Mehrheit unter den Studierenden stellten. Auch das Patriarchat zwischen Casablanca und Bagdad war nicht mehr ganz so stabil, wie man im Westen zu wissen glaubte.

Von der Wucht dieser Aufstände waren letztlich alle, auch die direkt Beteiligten überrascht. Erst im Rückblick erscheint sie überfällig, ja fast zwangsläufig: Zwei Drittel der Bevölkerung der MENA-Länder waren 2010 jünger als 30 Jahre. Der Zugang zu Bildung war gestiegen, der Zugang zum Arbeitsmarkt geschrumpft, die Jugendarbeitslosigkeit lag vielerorts bei über 30 Prozent, so hoch wie in keiner anderen Weltregion.

»No money, no sex«, erklärte im Februar 2011 ein junger Demonstrant auf dem Tahrir-Platz einer Reporterin des »New Yorker«. Hinter diesem frivol und unpolitisch klingenden Spruch steckte das ganze Drama so vieler arabischer Twentysomethings: kein Job, kein Einkommen. Kein Einkommen, keine eigene Wohnung, keine Heirat, keine eigene Familie, kein eigenes Leben. Stattdessen ein Alltag zwischen Langeweile, rigiden sozialen Normen, Billigjobs, oft brutaler staatlicher Gewalt und als Zugabe die Fernsehbilder der ungenierten Selbstbereicherung der eigenen Herrschercliquen. Expert*innen beziffern das Vermögen, das die Familie des tunesischen Ex-Präsidenten Ben Ali beiseitegeschafft hat, auf 12,4 Milliarden Euro, das von Ägyptens Ex-Diktator Mubarak und seiner Familie auf insgesamt 67 Milliarden Euro, das von Muammar al Gaddafi sogar auf 143 Milliarden Euro.

Es waren also weniger die politisierten Dissident*innen, die die Aufstände lostraten – auch wenn die Flut westlicher Medienportraits über Englisch sprechende Blogger*innen und Aktivist*innen diesen Eindruck erweckte.

»Wir Akademiker und Intellektuelle sind anfangs in den Cafés sitzen geblieben«, erzählte mir 2015 die syrische Regimegegnerin Sana Yazigi, »manche waren regelrecht gekränkt und verächtlich.« Das »gemeine Volk« nahm sich plötzlich jene Freiheit, vorsichtig zu reden und zu schreiben, die die Intellektuellen als ihr Privileg betrachtet hatten.

Letztere standen dann sehr bald mit auf der Straße, mobilisierten, organisierten und zahlten wie alle Aufständischen einen hohen Preis. Das Assad-Regime reagierte auf die Protestbewegung vom ersten Tag an mit ebenso entfesselter wie strategischer Gewalt. Panzer und Scharfschützen gegen die zunächst friedlichen Massen der Demonstrierenden, gezielte Verfolgung all jener, die in einem freien oder freieren Syrien ohne Assad eine Rolle hätten spielen können. Innerhalb der ersten Jahre des Aufstands verschwand ein großer Teil der syrischen Intelligenzia in Gefängnissen und Leichenschauhäusern oder ging ins Exil. Ein Muster, das sich in Ägypten und anderen Ländern wiederholen sollte. Yazigi floh im Sommer 2012 mit Mann und Kindern nach Beirut. Dort gründete sie das Projekt »The Creative Memory of the Syrian Revolution«, ein digitales Gedächtnis der Revolution, Internet-Archiv und Live-Kommentar zum täglichen Überlebenskampf, Hommage an die Künstler*innen des Landes und an die Aktivist*innen, die sich der Kunst bedienen gegen das Regime wie gegen islamistische Rebellen. Mit Kalligraphie, Graffiti, Theater, Comics, Bildhauerei, Poesie bis hin zu Kochrezepten für gegrillte Spatzen mit Grassuppe, geschrieben von Syrer*innen, die systematisch vom Regime ausgehungert wurden. »Man kann unsere Geschichte nicht einfach auf die Gewalt von Armee, Milizen und Rebellen reduzieren«, sagt Yazigi.

Die Aufstände lösten länderspezifische Dynamiken aus, aber eines verbindet sie untereinander und mit allen anderen Revolutionen der Geschichte: In der Euphorie des Sieges über die eigene Angst solidarisieren sich bei jeder Revolution Menschen über politische, soziale und kulturelle Schranken hinweg. Bloß heißt das eben nicht, dass die Schranken damit beseitigt wären. In Tunis, Kairo, Benghazi oder Sana'a erhoben sich Säkulare gemeinsam mit Religiösen, die höchst unterschiedliche Vorstellungen von Freiheit hatten; Sunnit*innen mit Schiit*innen, Christ*innen, Alawit*innen, deren konfessionelle Gräben

sich aber nicht in nach ein paar gemeinsamen Nächten auf den Barrikaden zuschütten ließen; Angehörige verschiedener Volksgruppen, die immer wieder gegeneinander ausgespielt worden waren. Und eben Männer und Frauen mit oft völlig konträren Ideen über Geschlechterrollen. All diese Konflikte brachen nach dem ersten Jubel über das Ende der Diktaturen wieder auf, begleitet von den Versuchen, sie zu moderieren.

In Tunesien gelang es zunächst, weil es dort trotz jahrzehntelangem Autoritarismus Institutionen gab, die landesweit vermitteln konnten – in diesem Fall zwischen Säkularen und Islamisten. Tunesiens Nationales Dialog-Quartett, bestehend aus Gewerkschaften, Jurist*innen, Menschenrechtsgruppen und Unternehmerverbänden, erhielt genau dafür 2015 den Friedensnobelpreis.

Libyens postrevolutionärer Umbau ist bis auf Weiteres auch deshalb misslungen, weil solche Organisationen kaum existierten. Und weil nach über 40 Jahren Gaddafi-Herrschaft nicht einmal die Hülle staatlicher Institutionen vorhanden war, um ein nationales Gemeinwesen aufzubauen. Stattdessen war ein Machtvakuum entstanden, es gab Waffen im Überfluss. Lokale Führer begriffen schnell, dass bei der Verteilung von Einfluss und Ölressourcen nur mitspielt, wer eine schlagkräftige Miliz hat.

In Ägypten hat bis auf weiteres die Konterrevolution gewonnen mit all ihren für Außenstehende so verwirrenden Schattierungen. Gut möglich, dass Ibrahim, der revolutionäre Träumer auf meinem Foto, in einem Gefängnis verschwunden ist. Gut möglich auch, dass er sich wie so manche der Revolutionäre von 2011 in einen Anhänger des neuen Herrschers Abdel Fattah as-Sisi verwandelt hat.

Erschrecken über die eigene Courage

Wenn eine Revolution auf dem Sieg vieler über die eigene Angst beruht, so beruht eine Konterrevolution oft auf dem Erschrecken vieler über ihre eigene Courage. Dieses Erschrecken hatte viele Ägypter*innen sehr schnell gepackt. Auf den Sturz Mubaraks folgten die Zersplit-

terung der säkularen Kräfte, das dilettantisch-reaktionäre Interregnum der gewählten Muslimbruderschaft, erneute Massenproteste, der blutige Sturz der Islamisten durch den Militärputsch 2013. Um as-Sisi, den neuen autoritären Führer mit seinem Versprechen der »Stabilität«, bildete sich ein Personenkult, von dem Mubarak nur träumen konnte. Der alte Repressionsapparat arbeitet seither wieder auf Hochtouren und mit einer geradezu entfesselten Rachsucht gegen alles, was nach Opposition und selbstständigem Denken riecht, oft unter dem fast hysterischen Beifall vieler Ägypter*innen. Als wolle man jene Tage exorzieren, in denen die Jungen den Alten gezeigt hatten, wie sich ein Leben ohne Unterwerfung anfühlt. Die ägyptische Revolution von 2011 soll nun aus dem kollektiven Gedächtnis getilgt werden, jedenfalls aus dem offiziellen.

Anhänger*innen wie Gegner*innen eines Aufstands wissen, dass das Narrativ Teil des Kampfes ist. Wahrscheinlich hatte das niemand schneller begriffen als Syriens Präsident Bashar al-Assad. Die Reaktion des Regimes erst auf die Massenproteste, dann auf den bewaffneten Widerstand war in seiner Brutalität nie willkürlich, sondern immer strategisch – mit dem Ziel, die Opposition selbst und ihre Wahrnehmung im Ausland zu islamisieren und damit zu stigmatisieren.

Islamisten verschiedener Couleur waren zweifellos Teil der syrischen Opposition. Syrien hat eine lange Geschichte militanten Widerstands der sunnitischen Muslimbruderschaft gegen die von Alawit*innen dominierte Diktatur der Assad-Dynastie. Letztere wiederum hat reichlich Erfahrung mit der Instrumentalisierung radikaler und gewaltbereiter Islamisten und des westlichen »War on Terror«. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 stellte Syrien bereitwillig seine Folterkeller für Terrorverdächtige zur Verfügung, die von der CIA übergeben wurden. Als die USA zwei Jahre später Saddam Hussein im Irak stürzten, schleuste Damaskus Dschihadisten ins Nachbarland, um die US-Truppen dort in einem Bürgerkrieg »beschäftigt« zu halten und Washington von weiteren »Regime Change«-Plänen in der Region abzuschrecken.

Bald nach Beginn der Demonstrationen 2011 ließ Assad die Gefängnisse mit Anhänger*innen eines demokratischen Syrien füllen und

setzte inhaftierte militante Islamisten auf freien Fuß. Letztere taten genau das, was das Regime sich erhoffte: sie mischten sich mit religiösem Fanatismus sowie reichlich Waffen und Geld aus den Golfstaaten in den Widerstand. Die »Freie Syrische Armee« wurde aufgrund von mangelndem Nachschub und Korruption in den eigenen Reihen immer unbedeutender.

Als der »Islamische Staat« (IS) schließlich aus dem Irak nach Syrien übersetzte und 2013 die Stadt Raqqa einnahm, hatte Assad endgültig, was er wollte: ein konkurrierendes Narrativ des Aufstands. Eine Massenbewegung gegen Korruption, Armut und staatliche Willkür wurde von nun an überschattet vom Gespenst des Dschihadismus, neben dem sich das Regime als »kleineres Übel« präsentierte. Dass Damaskus den IS bei seinen Feldzügen gegen gemäßigere Rebellen gewähren ließ, war Teil der Strategie.

Ich habe mich in den Jahren danach immer wieder gefragt, welche Rolle wir westlichen Journalist*innen in diesen »Drehbüchern« damals spielten – sowohl in dem des Regimes als auch in dem des IS. Spätestens nachdem im August 2014 das Video von der Hinrichtung des vom IS entführten amerikanischen Journalisten James Foley aufgetaucht war, waren wir in den medialen Sog der Dschihadisten geraten. Womöglich war es eine psychologische Falle, der wir gar nicht entkommen konnten: Der Mord an einem westlichen Kollegen, an »einem von uns«, visuell mit aller Professionalität inszeniert, erschütterte uns tiefer als der »unsichtbare« Folttertod unzähliger syrischer Kolleg*innen in den Gefängnissen des Regimes. Diese mediale Manipulation der Gräueltaten zeigte auch auf geostrategischer Ebene Wirkung: Die Massaker der Dschihadisten an religiösen Minderheiten und ihre Terroranschläge in Europa entsetzten westliche Staaten mehr als Assads Krieg gegen das eigene Volk mit einer vielfach höheren Anzahl von Opfern. Im Sommer 2014 begann eine US-geführte internationale Koalition mit Luftangriffen auf Stellungen des IS in Syrien und im Irak. Assads Giftgasangriffe, Fassbomben und Belagerungsringe gegen oppositionelle Städte zogen kein militärisches Eingreifen nach sich. Womit sich das Regime, obwohl im Westen geächtet, als Teil einer internationalen Allianz fühlen durfte und zusammen mit seinen Verbündeten Russland und Iran wei-

ter nicht nur den IS und mit ihm konkurrierende Islamisten, sondern die gesamte Opposition als »Terroristen« bekämpfte.

Im Zuge des Kriegs gegen den IS »militarisierte« sich auch die Berichterstattung von uns Korrespondent*innen. Wir fixierten uns auf Frontverläufe, Selbstmordanschläge, Luftangriffe, ausländische Interventionstruppen, Rebellenallianzen und die Frage, wer wem Waffen lieferte. Gerade in dieser Phase entpuppten sich Quellen wie »Das kreative Gedächtnis der syrischen Revolution« als wichtiges Korrektiv. Sie stießen uns mit der Nase immer wieder darauf, dass Handlungsmacht eben nicht allein auf Seiten der Bewaffneten liegt.

Es ist ein Wunder und ein Beweis für die enorme Widerstandskraft der zivilen Protestbewegung, dass sie so lange durchgehalten hat. Oppositionelle Syrer*innen hatten zunächst ja geschafft, was so viele Revolutionen nicht schaffen: nach der ersten Phase der Euphorie in befreiten Gebieten, aus denen sich Assads Staat schlagartig zurückgezogen hatte, eine Selbstverwaltung mit demokratischeren Strukturen oder zumindest Ansätzen davon aufzubauen. Das war unter anderem in den Vorstädten von Damaskus gelungen. Diese Demonstration politischer Alternativen direkt vor der eigenen Nase war für das Regime gefährlicher als jede Rebellengruppe. Entsprechend brutal war seine Reaktion. Von den geschätzten 380.000 bis 600.000 Kriegstoten ist die große Mehrheit durch Pro-Assad-Truppen ums Leben gekommen, mindestens 100.000 sind »verschwunden«, die meisten in Assads Gefängnissen und Massengräbern.

Eine Form politischer Fürsorge gegen die Angst

Zum Zeitpunkt, da ich diese Zeilen schreibe, im Mai 2022, ist Assad dank seiner iranischen und russischen Schutzpatrone weiter an der Macht. Ägypten durchlebt eine bleierne Zeit. Libyen stemmt sich mit wechselndem Erfolg gegen den Zerfall. Der Jemen steckt wegen saudischer und iranischer Einmischung in einem verheerenden Krieg, die bahrainische Opposition im Gefängnis.

Tunesiens Demokratie ist in diesen Tagen akut bedroht. Von ihrer historischen Errungenschaft konnten sich die Menschen im wahren Sinne des Wortes wenig kaufen. Es geht ihnen wirtschaftlich keinen Deut besser als ihren älteren Geschwistern im Jahr 2011. No money, no sex, no life. Würde bedeutet eben auch, im Alter von 20 Jahren mehr vor sich zu haben, als die Gewissheit, Teil eines globalen, ökonomisch entbehrlichen Prekariats zu sein. Viele versuchen wieder die Flucht nach Europa, jenen Kontinent, der die Werte der arabischen Revolutionen von 2011 – Würde, Freiheit, Gerechtigkeit – nach wie vor gern als »westliche« beansprucht. Über zehn Jahre nach der Diktatorendämmerung setzen die EU und ihre Mitgliedsländer aber nicht auf Menschenrechte, sondern auf Migrationsabwehr. Regierungen auf der anderen Seite des Mittelmeers werden primär nach ihrer Fähigkeit beurteilt, Europas Außengrenzen zu schützen. Auch deswegen bekommt ein Abdel Fattah as-Sisi bei Staatsbesuchen keinen politischen Druck, sondern von Deutschland üppige Kredite und von Frankreichs Präsident Macron das Großkreuz der Ehrenlegion, verliehen im Dezember 2020 bei as-Sisis Visite in Paris. Seit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine hat die EU neben Migrationsabwehr noch Energiesicherheit auf ihre Prioritätenliste gesetzt. Weil Europa sich von russischem Gas und Öl unabhängig machen will, sind afrikanische und arabische Regimes jedweder Couleur nicht mehr nur als Türsteher interessant, sondern auch als Lieferanten von Erdöl, Flüssiggas, Wasserstoff und Sonnenenergie.

Gründe, den Sargdeckel über die Arabellionen zu schließen, gäbe es also genug. Aber der Sarg ist leer – so paradox sich das angesichts der Abertausenden von Toten anhört. Die Revolutionen wandern in Wellen weiter, kehren auch an alte Schauplätze zurück. Im Februar 2019 begannen Massenproteste in Algerien und im Sudan. Ausgerechnet Algerien, von dem man immer meinte, dass sich dort nach dem Trauma des Bürgerkriegs der 1990er Jahre mit über 100.000 Toten nichts rühren würde. Auch diesem Krieg waren damals Demonstrationen für demokratische Reformen vorausgegangen, gefolgt von einem Wahlsieg von Islamisten und einem Putsch des Militärs.

Ein paar Wochen nach Beginn der neuen Protestwelle war Algeriens Autokrat Abdelaziz Bouteflika gestürzt. Im Sudan fiel fast zeitgleich der Langzeitdiktator Omar al-Bashir. Seit drei Jahren kämpft die gut organisierte Protestbewegung in Khartum und anderen Städten nun gegen Militärs und alte islamistische Eliten, die auf die Jugend in den Straßen schießen lässt. Jene sind seit Jahren eng mit dem Putin-Regime verbunden, erstere solidarisiert sich mit den Menschen in der Ukraine – wie übrigens auch Aktivist*innen in Syrien.

In Marokko gehen immer wieder Zehntausende gegen Arbeitslosigkeit und Korruption auf die Straße, der Libanon erlebte 2019 eine Protestwelle über alle Konfessionen und Schichten hinweg gegen seine durch und durch korrupte politische Elite. Im Irak erhoben sich im Oktober 2019 Zehntausende zuerst in Bagdad, dann im schiitischen Süden mit Sit-Ins, Demonstrationen und Protestcamps. Ihre Wut richtete sich nicht nur gegen die katastrophale Arbeitslosigkeit und Korruption, sondern auch gegen die politische Vereinnahmung durch den Iran. Sogar in Ägypten kommt es inzwischen wieder zu Protesten – gegen gestiegene Brotpreise, brutale Haftbedingungen, Willkürurteile der Justiz.

Die staatlichen Reaktionen bleiben dieselben: Massenverhaftungen in Ägypten, Todesschwadronen gegen Aktivist*innen im Irak, Tränengas und tödliche Schüsse im Libanon. Die Corona-Pandemie kam Anfang 2020 für die Regierungen wie gerufen. Mit Versammlungsverboten und Ausgangssperren ließ sich nicht nur das Virus bekämpfen, sondern der Widerstand gleich mit. Er geht trotzdem weiter. Übrigens gerade unter Frauen. In den vergangenen Jahren ist auch eine neue feministische Welle in Gang gekommen, mitangestoßen durch die Versuche von militanten Islamisten, die Revolutionen von 2011 für sich zu vereinnahmen. Mitangestoßen auch durch den brutalen Backlash der Regime, der eben immer auch misogyn ist.

Man sollte, wie gesagt, Revolten, Revolutionen und ihre Anhänger*innen nicht romantisieren. Dazu sind die Erfahrungen der vergangenen Jahre zu bitter. Und trotzdem frage ich mich immer wieder, woher die Menschenrechtsanwält*innen, die unabhängigen Journalist*innen, die Demonstrant*innen in diesen Ländern die Kraft nehmen, weiterzumachen. Zumal es längst nicht mehr nur um demo-

kratische Freiheiten und soziale Gerechtigkeit geht. All diese Länder sind ökologische Notstandsgebiete, maßgeblich bedingt durch eine Klimakrise, zu der sie mit am wenigsten beigetragen haben. Der öffentliche Raum, Schauplatz jeder Revolution, wird bei Hitzewellen, Sandstürmen oder Überflutungen auch ohne Armee und Polizei zur Gefahrenzone. Selbst die europäischen Sympathisant*innen der Arabellionen, zu denen die Leser*innen dieses Buches vermutlich gehören, können diese Zusammenhänge immer noch erstaunlich gut verdrängen. Die Aktivist*innen vor Ort können das nicht.

Woher also nehmen sie ihre Kraft?

Die Antwort kann wohl nur jemand geben, der diese Kraft hat. Sie mache ihren Job weiter, hat die ägyptische Journalistin Lina Attalah zum zehnten Jahrestag der arabischen Revolutionen geschrieben, »für die Dinge, Worte, Gedanken, die wir sagen und denken müssen, ohne dass ich mich damit quäle, was aus uns wird«. Attalah ist Chefredakteurin des unabhängigen Online-Magazins »Mada Masr«, das über Korruption und Menschenrechtsverletzungen, über sexualisierte Gewalt oder das desaströse Management der Corona-Pandemie berichtet. In Ägypten ist die Online-Plattform des Magazins inzwischen gesperrt, Attalah steht ständig mit einem Bein im Gefängnis. Ihre Arbeit sei eine Form der politischen Fürsorge gegen die Angst, zum Schweigen gebracht zu werden.

Man muss schon verdammt viel Mut und Übung haben, um angesichts von Zehntausenden politisch Verfolgten in Ägyptens Gefängnis-Labyrinth, angesichts von Folter und mörderischen Haftbedingungen nicht ständig darüber nachzudenken, was aus einem wird. Aber nur so, schreibt Attalah, sei man in der Lage, den Zustand der Ungewissheit zu ertragen und sich die Geschichte offen zu halten. »Im Glauben an Revolutionen, Überraschungen und Transformationen, die aus der Unvorhersehbarkeit entstehen, sind wir unausweichlich bereit für das Unmögliche.« Es ist nicht zu Ende. Es hat gerade erst angefangen.

Erinnerung an die Zukunft – Andenken an Beirut

Abraham A. Zeitoun



1 Vom Verschwinden der Katze

Genki Kawamura erzählt in seinem Roman *Wenn alle Katzen von der Welt verschwänden* von einem Mann, der nur noch wenige Monate zu leben hat. Eines Tages macht ihm der Teufel, der in Gestalt eines exaltierten Doppelgängers des Protagonisten auftritt, ein Angebot, das zu verlockend ist, um wahr zu sein: Für alles, was der Mann aus der Welt verschwinden zu lassen bereit ist, verlängert der Teufel sein Leben – jeweils um einen Tag.

Der Tauschhandel funktioniert zunächst reibungslos. Bis der Sterbende gezwungen ist, auch solche Dinge verschwinden zu lassen, die die Welt seiner Ansicht nach auszeichnen. Er ist hin- und hergerissen, steht er doch vor einer grundlegenden Frage: Worauf kommt es im Leben an? Der Charakter eines Menschen offenbart sich vor allem in den Momenten seiner Fehlbarkeit, dann, wenn auf der Stelle Entscheidungen getroffen werden müssen, dann, wenn wir als Leser*innen in die Rolle der Hauptfigur schlüpfen und die Geschichte für uns lebendig wird.

Was aber, wenn die Geschichte wahr und der Teufel unter uns ist, wenn er längst zu unserem Leben gehört, ohne dass es uns aufgefallen wäre? Was, wenn man uns die Dinge, die uns am wichtigsten sind, von jetzt auf gleich nehmen könnte? Wenn wir im Grunde bloß Figuren in irgendeiner Geschichte wären, die ohne unser Wissen und Mitwirken geschrieben wurde? Worauf kommt es im Leben an?

Auf Würde – vielleicht. Auf das Leben selbst – mindestens.

Was wäre, wenn wir zwischen beidem wählen müssten? An einem Ort, wo Leben und Würde einander ausschließen?

Was, wenn in Beirut weder das eine noch das andere zu haben wäre? Was, wenn die Stadt ein Schatten ihrer selbst geworden wäre? Was, wenn in ihr ein Klima herrscht, in dem sich alles Lebendige einer rosa-orangen Wolke anpassen muss, die der Mittelmeerwind über die Stadt trägt?

Manch eine*r wird mir Pathos vorwerfen. Aber tief in meinem Innersten bin ich überzeugt davon, dass ich – wir – noch viel mehr Pathos brauchen. Nur dauert es eben, bis man seine Traumata verstanden und bewältigt hat. Außerdem sind wir im Libanon mit zu vielen Traumata gleichzeitig beschäftigt. Sie lassen sich nicht alle auf einmal verarbeiten.

Traumatisch war nicht zuletzt der 4. August 2020, als im Hafen von Beirut eine Lagerhalle mit fast 3000 Tonnen Ammoniumnitrat explodierte. Vielleicht haben Sie in den Nachrichten davon gehört. Vielleicht haben Sie sogar die Bilder der rosa-orangen Rauchwolke gesehen. Vielleicht wollten Sie genauer wissen, was dort passiert ist, und haben sich informiert. Falls der Vorfall an Ihnen vorbeigegangen ist, schlage ich

vor, dass Sie selbst ein wenig recherchieren, um sich mit den Hintergründen vertraut zu machen.

Ich habe die Explosion zwar selbst erlebt, aber ich werde Ihnen nicht erzählen, was genau an diesem Tag geschehen ist. Es gibt keine Worte für die unerträgliche Ungeheuerlichkeit der Gefühle und Instinkte, die bei einer solchen Katastrophe noch aus der letzten Faser eines menschlichen Körpers hervorbrechen.

Stattdessen möchte ich Sie darum bitten, den 4. August 2020 zum Ausgangspunkt für jene kurze Geschichte zu nehmen, die wir hier und jetzt gemeinsam erleben werden, eine Geschichte voller Wendungen, in der Sie und ich die Figuren sind. Bevor wir anfangen, möchte ich Sie bitten, sich eine kleine graue Katze vorzustellen, die auf einer Fensterbank sitzt. Sie schaut in den Garten eines verlassenen Gebäudes aus der Mitte des letzten Jahrhunderts. Der Garten liegt auf dem Nachbargrundstück. Der Himmel ist klar. Der Schatten eines gläsernen Hochhauses fällt zu Ihnen ins Zimmer. Sie liegen im Bett, wachen von einem späten Nickerchen auf und schauen Ihrer Freundin, der Katze, beim Räkeln in der Sonne zu.

Da kommt der Schatten des Hochhauses näher, die Katze rennt davon, versteckt sich, der Boden bebt, und alle losen Gegenstände fangen an zu klappern, wobei ein unheimlicher Nachhall zu hören ist, bis das Gebäude selbst sich bewegt und Ihr Schlafzimmer in sich zusammenstürzt. Aber seien Sie versichert: Sie leben noch.

Ihre Katze hat dieses Glück nicht gehabt, so wie ein paar hundert andere Wesen auch nicht, die innerhalb von Sekunden um ihr Leben gebracht wurden.

Schließlich sollen Sie wissen, dass all dies nicht hätte passieren dürfen. Dass es leicht hätte vermieden werden können. Dass wir wissen, wer die Verantwortung trägt. Und dass zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Textes noch immer niemand zur Verantwortung gezogen wurde.

2 Erinnerungen aus Staub

Erinnerungen sind Informationen, die von unserem Gehirn kodiert und bei Bedarf abgerufen werden. Als solche beeinflussen sie unsere zukünftigen Handlungen. Wenn Erinnerungen nicht mehr abrufbar sind, weil wir das Pech haben, vergesslich zu sein oder unter Amnesie zu leiden, werden wir daran gehindert, uns weiterzuentwickeln.

Zudem sind Erinnerungen immer auch individuelle und kollektive Konstruktionen. Manche Erinnerungen, die an uns weitergegeben werden, betrachten wir als unsere eigenen. Unser kollektives Gedächtnis spielt eine wichtige Rolle bei der Ausbildung unserer Identität. Es steht für die spezifische Art und Weise, wie wir vergangene Ereignisse auf Grundlage bestimmter Werte, Narrative und Vorurteile einschätzen. Es handelt sich dabei um einen anderen Prozess als den der Geschichtsschreibung, deren Ziel darin besteht, ein umfassendes und genaues Bild von der Vergangenheit zu zeichnen, eine Aufgabe, die vor allem dort oft unmöglich erscheint, wo eine solche Arbeit noch nie geleistet wurde.

Erinnerungen sind insofern problematisch, als sie vergänglich sind. Sie erodieren mit der Zeit, werden durch neue Erinnerungen überschrieben oder sind plötzlich wie ausgelöscht, jedenfalls für eine Weile, aufgrund von Vorgängen, die sich unserer Kontrolle entziehen, durch höhere Gewalt. Wie können wir der Unzuverlässigkeit von Erinnerungen etwas entgegensetzen, nachdem es zu einem so zerstörerischen Ereignis gekommen ist? Darauf habe ich keine Antwort.

Wäre Beirut eine Erinnerung, es wäre unmöglich, sie in ihre Bestandteile zu zerlegen. Die Stadt ist ein Produkt ihrer Vergangenheit, sie ist gemacht wie viele Erinnerungen, die an uns weitergegeben und reproduziert wurden, die falsche Erinnerungen sind, Betrügerinnen, die unser Innerstes durchdringen. Die Stadt macht es einem schwer, zu unterscheiden, was wirklich ist und was imaginär, weil sie vor unseren Augen unaufhörlich neu erfunden wird. Es ist nicht leicht, an einem Ort, dessen urbanes und soziales Gefüge so schnellen, oft explosiven Veränderungen unterliegt, wo jeder Traum von Stabilität über kurz oder lang zu Staub zerfällt, Hoffnung zu haben und Wurzeln zu schlagen.

Aber der Staub ist wirklich, und er wird nicht so schnell wieder verschwinden. Wir leben im Staub. Der Staub wird sichtbar im Licht, das in unsere Zimmer fällt, er sammelt sich in den Ecken der Räume und wird immer mehr, weil auch unser Körper, weil auch die Schuppen unserer Haut zu Staub zerfallen. Aber selbst dann, wenn uns die Stadt immer wieder aufs Neue dazu zwingt, uns anzupassen, existiert unser altes Selbst weiter und wartet auf den Tag, an dem der Wind der Veränderung stark genug wehen wird, damit wir die Kontrolle übernehmen können.

3 Eine normale Kindheit

Ich erinnere mich noch lebhaft an den ersten Tag im Libanon, an den Geruch, an das überlaufende Abwasser auf der Straße, die vom Flughafen in die Stadt führte, an all die Hochhäuser. Meine Eltern hatten mich und meine Geschwister lange auf den großen Umzug von Sydney nach Beirut vorbereitet. Aber nichts hätte uns darauf vorbereiten können, womit wir hier konfrontiert wurden.

Wir waren Außerirdische, gelandet an einem fremden Ort, der uns zwar irgendwie vertraut vorkam, aber trotzdem unendlich viele erste Eindrücke hervorrief. Wir wussten, schon als Kinder, dies ist die Dritte Welt. Wir wussten auch, dass wir mit kulturellen Unterschieden, Sprachbarrieren, Problemen im Alltag und zahllosen anderen Schwierigkeiten konfrontiert werden würden. Als australisches Kind mit libanesischen Wurzeln fiel es mir anfangs schwer, mich zu integrieren. Ich konnte kein Arabisch, ich hieß Abraham, und ich wusste nicht, dass der Libanon erst vor Kurzem einen langen Krieg hinter sich gebracht hatte. Ich war aufgeschlossen und schüchtern zugleich. Und es kam mir so vor, als hätte ich kein Recht dazuzugehören.

Trotzdem hatten die neunziger Jahre im Libanon unendlich viel zu bieten. Viele Kinder in meinem Alter waren so wie ich im Ausland zur Welt gekommen und fanden sich unvermittelt in einem fremden Land wieder, das auf einmal ihr Zuhause sein sollte. Wir sprachen verschiedene Sprachen. Wir erzählten uns von den Städten und Ländern, aus

denen wir kamen. Die meisten von uns fühlten sich entwurzelt und hatten Heimweh. Aber wir waren uns so nah, dass sich die Stadt tatsächlich wie unser Zuhause anfühlte. Langsam aber sicher lernten viele von uns, sich zu integrieren, Beirut zu lieben und zu verstehen. Wir wussten zu schätzen, dass uns der Libanon etwas schenkte, das vielleicht nur hier zu haben war. Und natürlich hat man uns immer wieder eingeredet, dass wir jetzt, nach dem Krieg, einen Teil zur Erneuerung des Landes beitragen, was in gewisser Weise auch stimmte.

Ein Jahrzehnt später, der Libanon hatte zahlreiche Rückschläge erlebt, war ich ein junger Erwachsener und fühlte mich Beirut verbunden. Ich verliebte mich zum ersten Mal. Ich erlebte meinen ersten Liebeskummer. Und ich entdeckte die Stadt – stets aufs Neue. Ich unternahm Roadtrips. Und ich las: Geschichtsbücher, Gedichte und erzählende Literatur über und aus dem Libanon. Ich machte neue Bekanntschaften, lernte, mich allein zurechtzufinden, prägte mir Straßen, Stadtteile, Gerüche und Farben ein.

Was mir aus diesen prägenden Jahren im Libanon in Erinnerung geblieben ist, hat seinen Sinn für mich verloren. Die Erinnerungen gehören einer fernen Vergangenheit an und haben im Grunde nichts mehr mit mir zu tun. Die Stadt, die einst unser Spielplatz war, ist feindselig geworden. Die Lebensfreude und die Widerstandsfähigkeit der Menschen – Eigenschaften, auf die man hier immer stolz war – haben in den letzten zwei Jahrzehnten nachgelassen. Schuld daran sind der zügellose Kapitalismus, die allgegenwärtige Korruption und die schwellenden Konfessionskonflikte. All diese Dinge haben das Land verändert. Wie es aussieht, wie es sich anfühlt. Wie es ist, hier zu leben. Auch die Stadtlandschaft hat sich verändert. Die Orte, an denen ich so oft gewesen bin, haben sich den neuen Verhältnissen angepasst, so sehr, dass ich sie kaum noch wiedererkenne. Manche Orte sind einfach verschwunden. Der Großteil meiner Freunde hat den Libanon aus genau denselben Gründen verlassen wie viele andere Menschen vor ihnen auch. Weil sie ein richtiges Zuhause brauchten, einen Ort, an dem man sich sicher fühlen, Geld verdienen, ein weitgehend normales Leben führen kann. Ich fühle mich wieder wie ein achtjähriger Junge – in einer verwaisten Stadt.

Ich habe nicht vor, Vater zu werden, aber eines weiß ich genau: Wenn ich Kinder hätte, würde ich sie im Libanon der neunziger Jahre großziehen wollen und auf keinen Fall im Libanon der Gegenwart. Viele Menschen können sich jedoch nicht aussuchen, wie sie ihr Leben leben. Man tut, was man kann, mit dem, was einem zur Verfügung steht.

4 Meine Götter sind besser als Eure

Mitte Oktober 2019 glich die Stimmung im Land dem Anfang eines Romans, von dem man weiß, dass er traurig endet. Aber dann, am 17. desselben Monats, kam unerwartet etwas ins Rollen, das die Handlung des Romans in andere Bahnen lenken sollte.

Überall im Land gingen Menschen auf die Straße, mit einer Wut im Bauch, die sich lange in ihnen aufgestaut hatte. Sie forderten Veränderungen. Viele verlangten eine grundlegende Neuordnung des zersplitterten und korrupten politischen Systems. Zuerst waren wir sprachlos angesichts der Massenproteste. Aber dann kehrte unsere Hoffnung zurück, ein Gefühl der Entschlossenheit stellte sich ein, und in den Folgemonaten weitete sich der Protest auf alle Bevölkerungsschichten aus. Auf den Straßen und Plätzen kamen die unterschiedlichsten Menschen zusammen. Ökonomische, konfessionelle und soziale Unterschiede schienen keine Rolle mehr zu spielen. Wir forderten Veränderungen auf ganzer Linie: die Anerkennung unserer Rechte als gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger eines Rechtsstaats, echte Souveränität, wirtschaftlichen Wohlstand, ein Recht auf Würde. Endlich, so glaubten wir, würden wir selbstbestimmt leben können, unabhängig von freiwilligen oder erzwungenen Gruppenzugehörigkeiten.

Der Aufstand vom 17. Oktober 2019 hatte sich angekündigt. Immer wieder war es in den Jahren zuvor zu Protesten gekommen, größtenteils in und um Beirut, aber nie zuvor waren sie von einem solchen Ausmaß gewesen. Die Zuversicht und Energie waren berauschend. Es gab jetzt Gruppendiskussionen, die Menschen eroberten sich den öffentlichen Raum. Viele von uns hatten das Gefühl, dass unsere Städte jetzt tatsächlich uns gehörten – uns allen. Wir wollten unser Schicksal in die

eigenen Hände nehmen, die traditionellen Parteien sollten entmachteter, Korruption und staatliche Gewalt verfolgt werden. Ich habe mich damals schwer damit getan, die Vorgänge als Revolution zu bezeichnen. Das Wort hat mir nicht behagt, noch heute zucke ich zusammen, wenn es jemand leichtfertig in den Mund nimmt. Das Namenlose hat größeres Potenzial. Weil man es unablässig hinterfragen, weil man es sich bewusst zu eigen machen muss, damit es sich nach den eigenen Vorstellungen entwickelt, damit man es formen und gestalten kann.

Die Bewegung erlebte zahlreiche Rückschläge, bis die Pandemie den Aufstand schließlich zum Stillstand brachte. Allerdings hatte das gewaltsame Vorgehen der herrschenden Elite und ihrer zahlreichen Unterstützer die Stärke der Bewegung schon lange vor dem Virus in Mitleidenschaft gezogen. Wir begriffen schnell, dass mit den Machthabern, insbesondere der Hisbollah, ein Leben in Würde, so wie wir es uns vorstellten, nicht möglich war. Der Einsatz für ein Leben in Würde nach unserem Verständnis hätte uns Gewalt, Unrecht und Demütigungen eingebracht. Würde am Gängelband, wie man sie uns versprochen hatte, war mit unserem Streben nach kollektiver Autonomie und kollektivem Wohlergehen unvereinbar. Diese Art der Würde erfordert die Unterwerfung unter Gott und Gottes Apologeten (im Falle des Libanon unter den Klerus und die politische Klasse), außerdem die Einhaltung eines strengen Moralkodex und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, die man sich nicht aussuchen kann. Ein solcher Begriff von Würde herrscht in verschiedenen Ländern dieser Weltregion vor.

Unabhängig davon, an welchem Punkt wir, die wir uns erhoben haben, heute stehen, eines ist sicher: Die Stellvertreter des formellen und informellen Staats regieren den Libanon nach wie vor mit eiserner Faust. Sie haben neue Ängste geschürt und den jahrzehntealten Status quo aufrechterhalten. Nach wie vor sehen viele Menschen in ihren Clanchefs so etwas wie regionale Gottheiten. Diesen Gottheiten kommt eine ähnliche Bedeutung zu wie jeder Gottheit, die im Lauf der Geschichte angebetet wurde. Sowohl die Zugehörigkeit zu einem Clan oder zu einer Gemeinschaft, als auch die Verehrung einer einflussreichen Person müssen für sich genommen nicht problematisch sein. Die Unmöglichkeit dagegen, ein Leben außerhalb solcher Loyalitätsverhältnisse zu

führen, ist zutiefst problematisch, und die Unmöglichkeit, eine Gottheit, die von den Massen verehrt wird, strafrechtlich zu verfolgen, billigt eine extreme Form der Ungerechtigkeit als Norm. Wir sind kaum oder gar nicht handlungsfähig, weil uns unsere Handlungsfähigkeit von unseren regionalen Gottheiten genommen wurde oder weil wir uns ihnen gebeugt haben und dies selbst dann noch tun, wenn sie uns alles Wichtige im Leben genommen haben, sogar das Leben selbst.

Aber ob wir, das Volk, oder sie, die Herrschenden, es nun wollen oder nicht: Das Land hat sich verändert. Der alte Libanon ist Vergangenheit, ein für alle Mal. Das Land kann den zahlreichen Krisen, denen es ausgesetzt ist, nichts entgegensetzen. Und dieser Umstand könnte die Herrschenden dazu zwingen, sich dem Druck der Straße und dem Druck auf internationaler Ebene zu beugen. Ich bin mir sicher, dass eines Tages die Gerechtigkeit siegen wird, und sei es auch nur in Teilen. Aller Unbill zum Trotz – es werden bessere Tage kommen.

5 Kriegserklärung eines Ketzers

Wenn ich an die libanesisische Führung, ihre Familien und Unterstützungsnetzwerke denke, kommen mir bestimmte Wörter in den Sinn. Wenn ich, in sogenannter unverantwortlicher Weise, mit diesen Wörtern auf mächtige Personen abzielen würde, könnte mich das ins Gefängnis bringen. Es ist bemerkenswert, dass diese Begriffe und Slogans auf den Straßen des Libanon skandiert wurden, immer noch skandiert werden und seit dem Aufstand im Oktober 2019 auf Mauern und Plakatwänden zu lesen sind. Diese verbotenen und damit umso wichtigeren Zuschreibungen haben sogar Eingang in die Massenmedien gefunden, vor allem ins Fernsehen, wurden dort aber immer als schändliche Ketzerei diskreditiert, die das fragile sozioreligiöse Gleichgewicht im Land gefährde und die Integrität und Autorität des Staates untergrabe.

Die Libanes*innen sind in der Öffentlichkeit zu anständig. Man erwartet von uns, dass wir uns an bestimmte Umgangsformen halten, selbst in Zeiten der Not und inmitten öffentlichen Aufruhrs, wo das Land buchstäblich in Flammen steht. Sag nicht dies, tu nicht das. Das

Unmögliche wird so gut wie nie möglich, weil wir ständig gezwungen sind, uns für unsere Wut und unsere Wünsche zu geißeln, uns zu mäßigen. Wir bringen uns in Gefahr, allein dadurch, dass wir zum Ausdruck bringen, was die große Mehrheit ohnehin denkt. Wir haben unsere Vorstellungen mitgeteilt, ohne sie in die Tat umzusetzen, aber selbst offene Worte sind für den Staat so bedrohlich, dass die Unterdrückungsmaschinerie angeworfen wird. Als könnte ein einziges Wort den Staat zum Einsturz bringen.

Ich bin stolz darauf, ein Ketzer zu sein. Indem ich mich der Ketzerei verschreibe, entwerfe ich Formen des Ausdrucks, die mir entsprechen. Mit den folgenden Worten begeben sich in einen andersartigen Zustand, an die Seite meiner Landsleute, die dieselben Ideale mit mir teilen und die darum kämpfen, in einem Land dazuzugehören, das reich und einzigartig ist und das von jenen, die an ihrer Macht festhalten, seiner Wahrheit beraubt wurde:

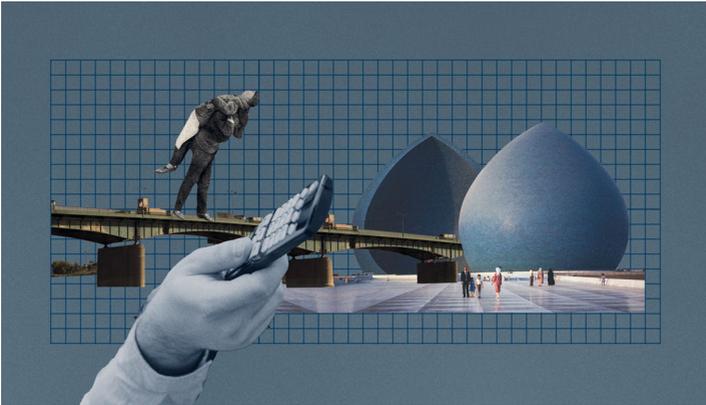
Ich spucke auf Eure Gräber und entweihe Eure Götzen. Ich habe keine Superkräfte, aber in mir lodern tausende Feuer, die ich in Eure Häuser schicken will – so wie Ihr und Eure Familien zahllose Häuser und Leben zerstört und weiter Euer verschwenderisches Leben führt, ohne einen Funken Reue, ohne auch nur irgendetwas zu tun, um das Leid zu beenden, das Ihr Euren eigenen Leuten zugefügt habt. Wir sind nicht Eure Untertanen, wir waschen uns rein von Euren Namen.

So sehr ich es mir auch wünsche: Ich kann diese Worte nicht einfach so sagen. Nicht im Libanon von heute, wo solche Äußerungen als zutiefst unmoralisch gelten. Aber eines Tages wird es Menschen geben, die diese Worte aussprechen, und ich verneige mich schon jetzt vor ihnen.

Aus dem Englischen von Gregor Runge.

Von Rollstühlen und Freiheitsplätzen

Ahmed Saadawi



1

Es war an einem jener Tage im Januar 2011, als jeder wie im Rausch den Ereignissen der ägyptischen Revolution folgte, über flimmernde Fernsehbildschirme, über die Profile ägyptischer Facebook-Freunde und auf Twitter, als mir mein Newsfeed ein Bild anschwemmte. Darauf war ein Mann zu sehen, offenbar ein Demonstrant. Er saß im Rollstuhl und versuchte gerade, einen Sicherheitsbeamten dazu zu bringen, ihn durchzulassen: zum Freiheitsplatz, dem Tahrirplatz im Zentrum von Kairo.

Ich hatte in meinem Leben schon viele Begegnungen und Interaktionen mit Personen gehabt, die körperlich behindert waren. Einmal

schrieb ich sogar einen langen Essay zum Thema Behinderung. Trotzdem verwies mich jenes Pressebild des im Rollstuhl sitzenden ägyptischen Demonstranten auf ein ganz bestimmtes Bild in meinem Gedächtnis. Ein Bild, das sich mir tief eingepägt hatte, und das mir später aufs Neue begegnet ist, in den unterschiedlichsten Zusammenhängen.

Ich brauche nur die Augen zu schließen, dann bin ich gleich wieder dort, an jenem wolkenverhangenen Wintertag, 1991 in Bagdad. An einem Tag im Februar. Die Koalition hatte ihre Militäroperationen jüngst eingestellt, und damit auch die grausamen Luftangriffe auf die Stadt; die irakische Armee hatte ihre Truppen aus Kuwait abgezogen. Wir konnten das Ausmaß der Katastrophe, die mit dem Krieg eingetreten war, noch gar nicht ermessen, als uns, trotz gekappter Telefonleitungen, aus dem Süden die Nachricht erreichte, die Revolution sei ausgebrochen.

Ich war ein Jugendlicher, ging in die zwölfte Klasse und war – wie die meisten meiner Altersgenossen – unzufrieden und voller Wut. Während über das völlig sinnlose Desaster, in das Saddam Husseins Regime den Irak manövriert hatte. Als wir von der Revolution hörten, reagierten meine Freunde und ich also mit großer Freude. Sogleich organisierten wir uns für den Ernstfall, oder was wir dafür hielten. Professionelle Wege, uns der Revolution anzuschließen, sollte sie eines Tages die Tore Bagdads erreichen, waren uns gänzlich unbekannt.

Rückblickend scheint es mir glasklar und offensichtlich zu sein, dass das, was meine übereifrigen Freunde und ich da vorhatten, purer Selbstmord gewesen wäre. Wir hätten uns freiwillig dem Schafott des Geheimdienstes der Baath-Partei ausgeliefert, und an unseren Beitrag zur Revolution, wenn man es denn so nennen konnte, würde sich kein Mensch erinnern. Natürlich war die Situation noch deutlich komplexer als in unserer Vorstellung.

Unsere Treffen fanden im Schutz der eigenen vier Wände statt, und die Meinungen, die wir uns gebildet haben, unter dem dichten Funkrauschen der Transistorradios, deren internationale Sender uns zu den Entwicklungen des Aufstands auf dem Laufenden hielten, unterschieden sich nicht groß voneinander. Wir fühlten uns entwürdigt, besonders vor dem Hintergrund der jüngsten Ereignisse, die uns sogar dop-

pelt entwürdigten. Da war einmal unsere persönliche Würde, unsere Würde als Individuen, welche durch die Männer der Saddam'schen Staatssicherheit regelmäßig verletzt wurde. Selbst der kleinste Sicherheitsbeamte hatte die Befugnis, jeden beliebigen Menschen anzuhalten, ihn zu Boden zu zerren, über den Asphalt zu schleifen, dessen Würde mit der Nase in den Staub zu pressen. Egal, wie nichtig der Anlass war: Es mochte ein Witz über Saddam Hussein gewesen sein, eine Pointe über sein Regime vielleicht oder nur jene eine Frage zu viel.

Die zweite Entwürdigung hatte sich vor den Augen der ganzen Welt vollzogen. Ein ganzes Land war erniedrigt worden, und zwar auf eine Weise, die so scheußlich gewesen ist, dass sie ihresgleichen suchte. Keine Brücke, kein Klär- oder Kraftwerk hatte das Bombardement der Koalitionskräfte überlebt. Und jetzt? Maximal willkürlich: der plötzliche Rückzug der Truppen. Genauso sinnlos wie zuvor der Einfall in den Kuwait. Sinnlos zumindest, wenn man die höheren Interessen des Iraks und seiner Bevölkerung ins Auge fasst und nicht die bloße Willkür eines Einzelnen, den nichts als der pure Zufall an die Spitze der Regierung befördert hatte.

Das Gefühl der doppelten Entwürdigung war auch bei den Älteren präsent. Bei ihnen wurde der Drang, impulsiv Konsequenzen zu ziehen, jedoch vom Verantwortungsbewusstsein gegenüber deren Familie ausgebremst. Wir Jüngeren dagegen waren kaum zu stoppen, so heftig tobte die Wut in unserer Brust.

Und endlich, noch im selben Winter, kamen sie wirklich nach Bagdad: die Proteste. Es begann auf dem Maridi-Markt, dem größten traditionellen Markt in Revolution-City – so hieß das Viertel ursprünglich, bevor man es zweimal umbenannte. Zu Saddams Zeiten hieß es Saddam-City, und heute heißt es Sadr-City. Purer Zufall ist es gewesen, dass ich gerade dort war. Mitten im Marktgewühl hockte ich vor der Auslage eines Buchhändlers, der seine Ware vor sich auf dem Boden ausgebreitet hatte. Ich war dabei, ein Buch umzutauschen – ein paar Seiten fehlten darin –, als es jäh geschah. Die Proteste erfassten den Maridi-Markt so abrupt, dass mir nicht genug Zeit blieb, die Lage zu begreifen. All die Pläne, die meine Freunde und ich geschmiedet hatten, all die Ideen, wie wir das anstellen würden, uns der Revolution

anzuschließen, hätte sie doch erst einmal Revolution-City erreicht – sie waren futsch.

Kurz darauf ließ die Republikanische Spezialgarde – eine gefürchtete Eliteeinheit der Staatssicherheit – ihre Patronen über den Markt zielen. Nur durch ein Wunder schaffte ich es zu entkommen. Ich schlug einen möglichst weiten Bogen durch mehrere Wohnviertel, um mein Elternhaus über die Rückseite zu erreichen, damit meine Eltern beruhigt wären. Ich wollte nicht den Eindruck erwecken, ich käme von den Protesten.

Von weitem schon sah ich meinen Vater auf der Straße stehen, den Blick ans Ende der Hauptstraße geheftet. Dort sah er mich jedes Mal auftauchen, wenn ich vom Maridi-Markt zurückkehrte, klitzeklein, wie ein mikroskopisch kleines Wesen. Ich überraschte ihn von hinten. Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihm, dann fragte er mich aus. Ich musste ihm schwören, nicht auf dem Markt gewesen zu sein.

Dann gingen wir hinein. Mein Vater schloss die Haustür gleich mehrfach ab. Das haben in jenem Moment wohl die meisten Leute gemacht: hinter den eigenen Eltern oder Kindern die Türen zu verriegeln und mit unterdrückter Panik auf den Vergeltungsschlag des Regimes zu warten – gerichtet auf die Bewohner von Saddam-City, die die Frechheit besessen hatten, gegen den Mann zu rebellieren, der das Viertel mit seinem Namen *gewürdigt* hatte.

Die Alten sagten eine Welle der Rache voraus, gegen die Aufständischen im Süden sowie gegen alle, die sich mit diesen verbündet hatten. Wir aber, meine Clique und ich, glaubten, fest und beseelt, an einen positiven Ausgang der Revolution. Wie naiv und unbedarft wir doch waren, geblendet, beherrscht von dem jugendlichen Drang, uns in Träume und Spinnereien hineinzusteigern. Wer aber hätte es in unserem Alter schon besser gewusst?

In der Revolution, die im Südirak entflammt war, sah das Regime lediglich einen schiitischen Aufstand mit konfessionalistischen Forderungen. In den Augen der Aufständischen hingegen war Saddam Hussein der Führer einer sunnitischen Schreckensherrschaft. Einer Herrschaft, die sie maßregelte und unterdrückte, die ihnen die ureigenen religiösen Riten verbot, die sie bei der Verteilung von Anstellungen und

Privilegien im öffentlichen Dienst diskriminierte, die ihnen keine höheren Regierungsposten anvertraute. Sobald jemand in den Verdacht geriet, einschlägige religiöse Tendenzen zu hegen, wurde er staatlich verfolgt. Im Grunde konnte jeder, der offen religiös war, sogar bezichtigt werden, ein Spion im Auftrag des Irans zu sein. Oder ein Kollaborateur der Islamischen Dawa-Partei, der damals bekanntesten schiitischen Partei im Irak. Anfang der Achtziger waren Tausende zu Tode verurteilt oder hingerichtet worden, aufgrund des bloßen Verdachts, jener Partei anzugehören.

Und so dauerte es gar nicht lange, bis der Aufstand des Südens den konfessionalistischen Charakter, der ihm vorausgesagt wurde, auch tatsächlich erfüllte und jener alte Wahlspruch erklang, der seit den Gründungstagen des irakischen Staates herumsprang.

Mako walij, illa Alij, wa nried hakim dschaafari! Das ist irakischer Dialekt und bedeutet: Keiner führt uns außer Ali, unser Anführer ist ein Dschaafari!

Ein schnörkelloser Slogan, der das Befinden der südirakischen Schiiten unter den verschiedenen konfessionalistischen Regimes, welche sie stets, auf die eine oder andere Weise, diskriminiert haben, gut zusammenfasst. Zusätzlich zum Gefühl der Benachteiligung enthält er auch einen Seitenhieb aus der *umgekehrt konfessionalistischen* Richtung. Als wolle der, der ihn skandiert, Konfessionalismus mit Konfessionalismus bekämpfen, weil ihm sonst nichts vor Augen, weil ihm kein Weg bekannt ist, wie das gehen könnte: darüber hinauszuwachsen. Es ist ein Slogan, der die Vielfalt der irakischen Gesellschaft ausblendet, der zudem das Konzept sogenannter Heimat pervertiert. Alles, was nunmehr zählt, ist eines: dass die Schiiten einen schiitisch-dschaafaristischen Anführer bekommen.

So hat er funktioniert, der Antagonismus dieser Zeit. So war er beschaffen, er ging bis dorthin und nicht weiter. Die Optionen waren begrenzt, das Denken in religiösen Maßstäben war das einzige Ventil, das der jungen Generation zur Verfügung stand, um die rebellische Energie gegen das totalitäre Regime zu kanalisieren. So kam es, dass auch wir uns auf diesem Spektrum wiederfanden: als Jugendliche mit langen Bärten und schwarzen Gebetsketten, umweht von der düsteren Aura

religiöser Texte über die Schrecken des Jenseits, das unsere Gesichter schon im Voraus zu zeichnen dräute. So liefen wir durch eine Welt, die auf recht ähnliche Schrecken zusteuerte: Im Süden beging das Regime grausame Massaker. In den Massengräbern, die erst nach 2003 entdeckt wurden, haben sie über 20.000 Menschen verscharrt.

2

Jetzt aber zurück zu dem Augenblick, als die Sonne gleich untergehen würde, als die Väter hinter ihren Kindern die Haustür gleich mehrfach verriegelten, als könnten die Väter ihre Kinder damit vor den gnadenlosen Schüssen der Spezialgarden schützen. Ich spähte durchs Fenster. Auf der Straße, soweit ich sie überblicken konnte, war nichts zu sehen. Da bin ich aufs Dach gestiegen. Von dort oben bot sich mir ein außergewöhnlicher Anblick. Im dicht besiedelten Arbeiterviertel, auf der Straße vor unserem Haus, war sonst immer viel los, meist bis spät in die Nacht. Jetzt sah ich nichts als verwaiste Straßen und Plätze im gedämpften Licht der untergehenden Sonne. Keine Autos, keine Verkaufswagen, keine Menschen. Nicht einmal streunende Katzen oder Hunde. Es war ein fremder, ein unheimlicher Anblick. Die gesamte Stadt hatte sich zurückgezogen, in ihre Löcher verkrochen, als wartete sie nur darauf, dass der erhabene Wille des Regimes geschehe.

Während Dunkelheit immer tiefer über den ohnehin schwarzverhangenen Himmel fiel, sah ich, auf der steinernen Brüstung stehend, auf die leer gefegte Bühnenkulisse hinab, über die sich aus der Ferne die klitzekleine Gestalt eines Menschen näherte. Von der Mündung der Hauptstraße einbiegend bewegte sich das mikroskopische Wesen über den Asphalt der breiten Querstraße, die man, auf dem Dach meines Elternhauses stehend, gut sehen kann.

Es stellte sich heraus als jemand, den ich kannte. Einer der Verkäufer vom Maridi-Markt. Dies war seine allabendliche Strecke. Jeden Tag nach Sonnenuntergang kam er, blieb für zwei bis drei Stunden, dann kehrte er wieder um. Er war so oft an unserem Haus vorbeigekommen, dass sein Anblick auf dem Bürgersteig mir ganz natürlich war. Nur war

er viel zu früh dran. Er schrie etwas, eine Parole vielleicht. Etwas, das ich aus der Entfernung nicht verstand. Aber er würde bald näher sein, in meine Richtung musste er so oder so. Es sah außerdem nicht danach aus, als würde er demnächst innehalten. Er schien fast zu bersten vor lauter Wut, die sich durch seine aufgebrauchten Worte stoßweise entlud.

Er saß in einem Rollstuhl, den er mit sehnigen, starken Händen in kräftigen Schüben vorwärtsbewegte. Kurz drehten die metallenen Räder sich wie von selbst, dann musste er erneut Anschub geben. Bestimmt war er Kriegsveteran, sicher hatte er in den Achtzigern als Soldat im Iran-Irak-Krieg gekämpft. Ich malte mir aus, er sei auch innerlich kriegsversehrt, verwundet von den entwürdigenden Mitleidsblicken der Anderen. Ich stellte ihn mir vor als jemanden, der voller Wut auf das eigene Schicksal war. Er sei wütend darüber, dass es ihm diese lange Bruchstelle beschert hatte, die mitten durch seinen Körper verlief, die ihn in seiner Bewegungsfreiheit einschränkte, in einem Land, das alles andere als barrierefrei war.

Stärker als ich rang er nach Luft, schien er einen Befreiungsschlag herbeizusehnen. Ich, ein junger Mann auf zwei gesunden Beinen, hatte es gerade eben so geschafft, den Schüssen der Spezialeinheit zu entfliehen und wohlbehalten ins Elternhaus heimzukehren. Diese zwei Beine konnte ich mir jederzeit zunutze machen. Zum Wegrennen und selbst zum Fliehen, wie es Jahre später meine Freunde taten, als sie den Irak über die irakisch-syrische Grenze zu Fuß verließen.

Diese Möglichkeiten standen dem traurigen, wütenden Verkäufer nicht zur Verfügung. Er brüllte: »Raus! Raus mit euch! Raus aus euren Häusern! Worauf wartet ihr? Worauf wartet ihr noch?«

Während er quer übers Straßenpflaster an unserem Haus vorbeirollte, ließen mich seine zornigen, verzweifelten Rufe erschauern. Sein Appell schmerzte mich, es machte mich furchtbar traurig. Sein Geschrei hallte in mir. Selbst, als er längst fort war, verschluckt von der Straßenflucht, habe ich es gehört.

Noch Jahre später hat es mich verfolgt. Ich weiß nicht sicher, ob ich ihn danach noch einmal gesehen habe. In meiner Vorstellung brüllte er immerfort, einsam und unbeirrt, auf den Straßen der toten, schweigenden

den Stadt, ohne sich dabei um die Gefahr zu scheren, die von Saddam Husseins Regime ausging.

In jenem Augenblick hat dieser Mann für mich die Revolution in ihrer höchsten Form verkörpert. Wie einer, der den Berggipfel erklimmen hat und nun seine Fahne aufpflanzt. Da braucht es kein großes Publikum. So oder so ist der Gipfel nicht länger unberührt, die Grenze der Furcht vor dem Regime ist bereits überschritten.

Einige Jahre später schrieb ich eine von der Figur des Mannes im Rollstuhl inspirierte Erzählung. Als ich 2008 an einem Fernsehstück arbeitete, beschwor ich ihn erneut herauf. Die Serie trug den Titel *In den inneren Rissen verloren gehen* und wurde zur Ramadan-Saison 2009 auf dem staatlichen Fernsehsender *al-Iraqia* ausgestrahlt. Ich machte ihn zur Figur des Raad, einem jungen Mann mit Behinderung. Die Serie spielt im südirakischen Basra zur Zeit des Aufstands von '91. Ich versuchte die Szene exakt so nachzustellen, wie ich sie an jenem Wintertag in Bagdad beobachtet hatte, als ich auf dem Dach meines Elternhauses stand. Später kam er ein drittes Mal zu mir – beim Anblick des erwähnten Pressefotos von der ägyptischen Revolution im Januar 2011.

3

Die Realität, die die Aufstände von '91 erzeugten, entpuppte sich lokal und international als Wegbereiter für den Sturz des Saddam-Regimes durch die militärische Besatzung im Jahr 2003. Danach wurden wir Zeugen der rapiden Weiterverbreitung dessen, was die verzweifelten beiden Triebkräfte der Aufstände gewesen waren: die Kraft der Benachteiligung und die Kraft des umgekehrten Konfessionalismus.

Während sich die Kraft des Gefühls, als Konfessionsgruppe benachteiligt zu sein, ihren Weg ins kollektive Bewusstsein bahnte, wurde zugleich klar, wie vielfältig die schiitische Gesellschaft im Irak ist. Der Oberbegriff *Schiiten* war viel zu weit gefasst, viel zu schwammig. Er war allerhöchstens ausreichend, um eine stumme, zum Schweigen gebrachte Masse zu benennen. Doch für ein Land auf dem Weg zu einer Demokratie, deren Handlungsgrundlage es sein müsste, dass die

Ausdrucks- und Meinungsfreiheit und die Menschenrechte respektiert würden, war der Oberbegriff völlig unpassend. War es zudem nicht endlich einmal an der Zeit, dass wir offen miteinander sprachen, nach all den Jahren der Unterdrückung durch Saddam?

Gleichzeitig gewann die zweite Triebkraft rapide Land: die Kraft des umgekehrten Konfessionalismus. Dieser entwickelte sich immer stärker zum Wunsch nach einer *schiiitischen Herrschaft*, die auf den Trümmern einer angeblich *sunnitischen Herrschaft* zu errichten sei. Bald schon beherrschte die zweite Triebkraft den öffentlichen Diskurs und färbte die gesamte Politik und Gesellschaft mit ihrer schweren, rostigen Patina ein.

Nichts ist einfacher, als der demografischen Mehrheit zu suggerieren, die Macht läge nun in ihren Händen. Alle Forderungen nach einem stabilen politischen System können fortan hübsch umschifft werden, schließlich wird doch längst mit der Macht der Mehrheit regiert! Womit hier natürlich die konfessionelle Mehrheit und nicht die politische gemeint ist. Leider verwenden viele konfessionalistisch gesinnte Blogger den Mehrheitsbegriff bis heute in genau diesem Sinne.

Daran, dass jener stickige, konfessionalistische Mief überhaupt entstehen konnte, haben alle mitgewirkt, ausnahmslos. Jede Konfessionsgruppe, sei es vorsätzlich, sei es durch zynische Bündniswilligkeit oder auch nur durch grobe Fehleinschätzungen der Situation. Schlussendlich hat die gefährliche Mischung aus alledem zu einer solchen Zerstörung geführt, einem derartigen Grauen, wie es, bis zum Sturz des Saddam-Husseins-Regimes, keiner für möglich gehalten hätte. Konfessionalistisch wie sie ist, hat die komplette politische Klasse des Iraks diese kaputte Realität miterzeugt. Übrigens ist die Verantwortung dafür keineswegs gleichmäßig verteilt. Der größte Anteil geht auf das Konto der ehemals Benachteiligten, und zwar besonders derjenigen, die Saddams blutige Vergeltung nach den Aufständen von '91 überlebt haben.

Doch zurück zu den zwei Triebkräften des Aufstands von '91: dem Gefühl der Benachteiligung und jenem umgekehrten Konfessionalismus. Wie sich gezeigt hat, war es letzterer, der am Ende die Zügel ergriff und den Verlauf der Geschichte umdeutete – den Verlauf der Revolution sowie der Geschichte im Allgemeinen. Dass es in der Saddam-

Ära multiple Formen und Erzählungen des Benachteiligtseins gab, wurde im neuen Narrativ ausgelassen. Dabei waren von Benachteiligung auch andere Gruppierungen im Irak betroffen, sowohl innerhalb des Schiitentums als auch außerhalb davon.

Bald wurde klar, wie die neue *schiitische Staatsmacht* tickte. Wie sie, in ihrem Ringen um Macht und Wohlstand, eben auch versuchte, die Vielfalt der zutiefst vom Schiitentum geprägten irakischen Gesellschaft zu ersticken. Die zivilgesellschaftlichen Akteure, die den Einschüchterungs- und Züchtigungstaktiken der islamistischen Strömungen (denen zum überwiegenden Teil auch die Autoritäten in Bagdad angehörten) an vorderster Front Paroli boten, stammten bezeichnenderweise selbst aus schiitischen Armenvierteln. Nichts illustriert besser, dass die schiitische Gesellschaft mitnichten homogen ist, als die Kampagnen, mit denen jene Akteure für ein Ende des *dschaaferitischen Personenrechts* warben – eine Perversion des *zivilen Personenrechts* – oder etwa die Kampagne gegen einen Gesetzesvorschlag zum Verbot des Verkaufs von Spirituosen.

Auch die Massendemos, die seit 2010 immer wieder aufflammen, spiegeln diesen Trend gut wider. Die Anlässe sind unterschiedlich, aber letztlich wenden sie sich allesamt gegen die diktatorische Politik und die spezifische Version des Schiitischseins, die die schiitischen Islamisten der irakischen Gesellschaft aufzwingen wollen. Aus dieser Version des Schiitischseins folgt eine ganz bestimmte Version von *Sunnitischsein*, und von allen anderen konfessionellen und sozialen Bestandteilen der irakischen Gesellschaft ebenso. Durch die konfessionalistische Brille betrachtet wirken diese Gesellschaftsteile wie hermetisch dichte, voneinander isolierte Schubladen. Über diese haben dann bitteschön traditionelle Eliten zu entscheiden – also die jeweiligen religiösen Anführer und deren politisches Gefolge. Diese Anführer werden oft und gerne so dargestellt, als seien sie die naturgegebenen Repräsentanten ihrer Gruppe.

Der Konflikt trat immer deutlicher zu Tage, bis es schließlich zu den Aufständen im Oktober 2019 kam. Und die, das hat sich schnell gezeigt, sollten ein Wendepunkt sein, wie ihn keine andere irakische Protestbewegung der Vergangenheit je hervorgebracht hatte.

4

Während der ersten Tage jener Aufstände befand ich mich auf einem Kulturfestival in der rumänischen Stadt Iași. Es gab eine Signierstunde für die rumänische Ausgabe meines Romans *Frankenstein in Bagdad*. Obwohl die Regierung das Internet komplett abgeschaltet hatte im Irak, die Autonome Region Kurdistan ausgenommen, sickerten immer mehr Videoaufnahmen der Aufstände bis in die Newsfeeds der sozialen Medien durch. Wenn ihr Weg dorthin auch etwas umständlich und beschwerlich war: Mal nutzte man die Übertragungswagen eines Satellitensenders, der live von den Demonstrationen berichtete und noch nicht von den Regime-Milizen attackiert worden war, mal wurden die Videodateien auf Festplatten gespeichert, mit denen man nachher in die Autonome Region Kurdistan reiste, um sie von dort aus ins Netz zu stellen.

Ich stand gerade für das Frühstücksbuffet im Hotel an, als ich auf dem Smartphone etwas gesehen habe, das ich, weil ich es nicht glauben konnte, im ersten Augenblick für einen Flashback aus einem Albtraum hielt.

Da waren Sicherheitsbeamte, oder vielleicht waren es auch bewaffnete Mitglieder einflussreicher Milizen. In den Uniformen der Staatsicherheit führten sie öffentliche Hinrichtungen aus. Auf einem Video sah man einen Demonstranten mit einem maskierten Sicherheitsmann sprechen, als dieser seinen Gewehrlauf hob und auf den Kopf des Demonstranten zielte. Ich dachte, er wolle diesem nur Angst machen, damit er wegginge. Doch er drückte ab und erschoss den jungen Mann. Dann ging er einfach weg, am helllichten Tage, er ging einfach über die Schreie und Klagerufe derer hinweg, die diese schreckliche Szene mitangesehen hatten.

Während ich mir solche Szenen ansah, musste ich weinen. Sie erinnerten mich an die Videoaufnahmen, die nach dem Sturz von Saddam Hussein plötzlich ans Licht gekommen waren und welche die Verblichen gegen die schiitischen Südiraker*innen dokumentierten, mit denen Saddams Schergen sie fürs Aufbegehren bestraft hatten.

Die konfessionalistische Staatsmacht hatte das Benachteiligtsein also endgültig hinter sich gelassen. Da war sie nun, tötete Menschen ihrer eigenen Konfessionszugehörigkeit und tat es aus keinem anderen Grund als dem, dass diese sich nicht in ihre spezielle Version von Schiitischsein eingliedern ließen. Kaltblütig töteten die Autoritäten der schiitisch-islamistischen Parteien an die 700 unbewaffnete, junge Demonstrant*innen, zumeist aus armen schiitischen Vierteln. Einfach nur deswegen, weil diese in ihren Augen keine Schiiten waren. Sondern, nun ja, Freimaurer, Kollaborateure der USA, des Mossad, des ungläubigen Westens oder womöglich sogar der Echsenmenschen!

Kaum war ich wieder in Bagdad, erreichten mich Vorwürfe und Drohungen, weil ich Texte verfasst hatte, in denen ich mich mit der jungen Protestbewegung solidarisierte. Trotzdem konnte ich es nicht bleibenlassen. Ich musste hingehen, zum Freiheitsplatz, der – neben anderen Plätzen im Südirak – die Hauptbastion der Demonstrant*innen in Bagdad war.

Es wäre zum Schämen gewesen, nichts weiter, wenn ich mich von der Angst um meine persönliche Unversehrtheit hätte abhalten lassen, mich jenen mutigen, jungen Leuten anzuschließen. Schließlich riskierten sie in diesem Augenblick ihr Leben, um gegen die Tyrannei der Herrschenden Gesicht zu zeigen.

Der Slogan, der später zum zentralen Motto der Oktoberaufstände wurde, lautete: *Nried Watan – Wir wollen ein Land*. Es herrschte überall ein Gefühl der Erniedrigung, der Entwürdigung des Einzelnen. Die endlose Arbeitssuche war degradierend. Um jede Anstellung im öffentlichen Dienst betteln zu müssen, sich dafür anbietern, verbiegen und einschmeicheln zu müssen, war erniedrigend. Am erniedrigendsten jedoch war der ständige Terror, den die Milizen, die mittlerweile alle Bereiche des Lebens beherrschten, verbreiteten. Und dann war da noch etwas Übergeordnetes, etwas, das womöglich sogar noch wichtiger war: Es fühlte sich so an, als sei das Land höchst selbst entwürdigt worden. Als sei es gebrochen worden, seine Souveränität geraubt. Als sei es eigentlich durch regionale und internationale Mächte fremdgesteuert, allen voran durch die Islamische Republik Iran.

Und jetzt erlebte ich wieder so eine Situation, wo sich persönliche Entwürdigung und die Entwürdigung des Landes vermischten. Genau wie damals, unter dem schrecklichen Bombenbeschuss der Koalitionskräfte, als Saddam die irakischen Truppen aus dem Kuwait abzog. Da stand ich nun, atmete wie all die jungen Leuten auf dem Freiheitsplatz Tränengas ein, und plötzlich war ich wieder der ungestüme, naive Junge, der ich 1991 war.

Während ich mich über den Platz durchs Gedränge schob, sah ich gleich mehrere Demonstranten in Rollstühlen, die sich irakische Flaggen um ihre Körper gewickelt hatten. Ob es mich wunderte?

Das Phantom des mutigen Mannes im Rollstuhl, der damals im Winter '91 im Licht der untergehenden Sonne verschwand, schien Hologramme zu erzeugen. Immer wieder glaubte ich, ihn zu sehen, wie er die Räder anschob, mit seinen starken Armen. Dabei gab es einen gewaltigen Unterschied zwischen den beiden Szenen. Heute, auf diesem Platz wie auf allen anderen aufständischen Plätzen, war er nicht mehr einsam. Er gehörte dazu. Seine Stimme, die gemeinsam mit dutzenden, ach was, hunderten weiteren Stimmen für Würde und Freiheit skandierte, war Teil eines Ganzen. Auch diese Protestwelle würde irgendwann abgeebbt sein. Diese Stimmen aber würden für die politische Landschaft im Irak weiterhin unentbehrlich sein. Gerade so, wie im Winter 1991 ein paar Jugendliche ohne Parteizugehörigkeit den Popanz der Angst vor dem Saddam-Regime zerschlugen, hat auch die Jugend der Oktoberrevolution im Winter 2019 es gemacht. Sie hat dafür gesorgt, dass die politischen Anführer ihren Nimbus verloren haben. Und es sieht nicht danach aus, dass sie ihn in naher Zukunft wiederherstellen können.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.

Zehn Jahre in einer Parallelwelt

Ameenah A. Sawwan



Der Freitag, auf den der 18. März 2011 fiel, trägt den Namen *Freitag der Würde*. Ich war gerade einmal zwanzig. Was an jenem Tag geschah, überstieg all meine Erwartungen und kühnsten Fantasien. Ich war völlig überrumpelt. Nie hätte ich mir träumen lassen, dass in diesem Königreich der Angst einmal wir es wären, die gegen unseren Bürgermeister aufstehen, gegen den Bezirksverwalter, gegen den Präsidenten gar.

Lauter Jubel hatte das Jahr begonnen, sobald wir aus Tunesien die frohe Botschaft erhalten hatten: Ben Ali hatte die Flucht ergriffen. Unvergesslich ist mir die Stimme des Mannes, der auf der Bourguiba-Straße in Tunis hinein in die Nacht schrie: »Freiheit für das große tunesi-

sche Volk! Keine Angst vor niemand! Wir sind befreit! Das tunesische Volk ist frei! Ben Ali ist weg!«

Tag und Nacht klebten wir an den Nachrichten. Galt es doch, neben den Meldungen aus Tunesien und Libyen auch die Entwicklungen am ägyptischen Tahrirplatz zu verfolgen. Und am 11. Februar 2011 trat Mubarak zurück! An diesen Tag erinnere ich mich genau. Besonders an die Reaktion meiner Mutter, die zum Fenster stürzte, um es fest zu verschließen, wie auch die Zimmertür, die zur Straße rausführte. Gleich darauf hat sie Freudenträller losgelassen und wilde Luftsprünge gemacht, so sehr freute sie sich. Ausgerechnet meine Mutter, die es für gewöhnlich nicht zeigte, wenn sie ergriffen war, sah zu mir hin und hatte Tränen in den Augen.

»Brot, Freiheit, Menschenwürde!« oder auch »Brot, Freiheit, soziale Gerechtigkeit«. Mächtig erhoben sich die Sprechchöre über den Tahrirplatz und irgendwie schien sich alles um Würde zu drehen. Dabei war mir als junger syrischer Frau der Begriff der Würde bis vor den Revolutionen nur selten je begegnet. Ich denke zurück an unsere Kindheit, in der es vor pompösen Slogans nur so wimmelte. In den Schulen mussten wir sie immerzu nachsprechen. Einen nach dem anderen rufe ich mir ins Gedächtnis. Kommt da nicht doch irgendwo das Wort Würde vor? Fehlanzeige. Offenbar hat das syrische Regime keinerlei Notwendigkeit gesehen, die Menschen auf ein solches Konzept wie Würde vorzubereiten. Würde erschien ihnen größer als die bescheidenen Bedürfnisse der Syrer*innen.

Ich erinnere mich noch bildhaft an die lange Mauer, die den Vorhof der Bezirksverwaltung meiner Stadt Moadhamiya umfasste. Parolen der Baath-Partei überzogen sie komplett. Sprüche wie diese waren in diesem Syrien, das nicht unseres war, ein Merkmal des öffentlichen Raumes. Slogans von Einigkeit, Freiheit, Sozialismus und ewiger Nation, geziert von Portraits. Selbstverständlich zeigten sie Hafiz, Basil und Baschar al-Assad, allesamt den Blick hinter Sonnenbrillen vor dem gemeinen Volk verbergend. An genau dieser Mauer haben wir uns in 2011 kreativ ausgetobt. Mit Spraydosen gewappnet, haben wir die Portraits zu Witzfiguren umgestaltet. Dabei haben wir ein lustiges Spiel

mit der Staatssicherheit gespielt: Sie pinselten ihre Loyalitätsbekundungen an die Mauer, gewidmet Baschar al-Assad, darunter gerne auch das berühmte »Wir lieben dich«, das aus der *Kampagne zur Erneuerung der Staatstreue* von 2008 stammte – und wir kamen später, sprühten mit leichter Hand dahinter: »nicht«.

Wenn wir sprühen gingen, verließen mein Bruder Obaida und ich das Haus gegen vier Uhr im Morgengrauen. Wir hatten uns viele Spraydosen gekauft. Allein durch deren Kaufen und Lagern hatten wir uns schon strafbar gemacht. Uns wehte der Morgenwind ins Gesicht, wenn wir kichernd von Gasse zu Gasse rannten, durch die menschenleere Stadt. So haben wir das ein paar Mal gemacht, und immer war ich der glücklichste Mensch auf Erden. Seit dem Tod meines Bruders im Jahr 2013 merke ich sofort einen Kloß im Hals, wenn ich mich daran zurückereinnere und an all die schönen gemeinsamen Erlebnisse vor und nach 2011 denke. Es fällt mir nicht leicht. Obaida ist mein größter Unterstützer gewesen. Ohne ihn wäre es mir nie geglückt, mich an unseren Eltern vorbeimogeln. Seit 2011 und 2012 kriegten wir uns ständig mit ihnen in die Wolle. Sie hatten enorme Angst davor, dass wir, meine Geschwister und vor allem ich, uns in irgendeiner Form an der Revolution beteiligen könnten. Obaida half mir, mich aus dem Haus zu schleichen, und gemeinsam haben wir viel unternommen. Er half mir, mich durchzusetzen, gegen unsere Eltern, unsere Verwandten, das Umfeld und die Gesellschaft, in der wir lebten.

Nun hat sich die Revolution zum zehnten Mal gejäht: Wie sollen wir akzeptieren, dass zehn Jahre vergangen sind, seit all das geschehen ist, ohne dabei noch Herz und Verstand zu verlieren?

Jahr für Jahr ist der Jahrestag der Revolution der Zeitpunkt, an dem wir alles Revue passieren lassen. Deshalb war ich auch erstmal guter Dinge, als ich mich dazu entschieden habe, diesen Text zu schreiben. Je näher dann aber der Jahrestag rückte, desto klarer wurde mir, wie schwierig es werden würde. Ich öffnete die Textdatei und starrte auf die leere, weiße Fläche. Zwei, drei Tage lang. Mir war mit einem Mal schleierhaft, was ich dazu sagen sollte, mir schien, dass es dazu nichts zu sagen gäbe. Nichts als Fragen, die mir quer durch den Kopf schossen. Dies ist die erste: Ist es eigentlich okay, anderen so viel Schmerz

und Entmutigung zuzumuten, indem ich Erzählungen davon teile? Ich bin mir ja selbst nicht einmal sicher, wie ich mich fühle. Meine Laune schlägt häufig um. Oftmals empfinde ich es so, dass wir schlichtweg versagt haben. Jeden März kann ich förmlich spüren, wie mir ein Stück meines Herzens verlorengeht. Aber wie mein Freund, der Aktivist Raed Fares, immer sagte: »Revolution ist eine Idee, und Ideen sterben nie«. Wie wünschte ich, Raed wäre heute hier. Dann würde ich zurückfragen: Aber was, wenn man innerlich zu gelähmt ist, um überhaupt denken zu können? Was ist dann? Wenn man an einem Punkt feststeckt, während sich draußen die Welt ungerührt weiterdreht? Was, wenn es nur wir sind, die in einem Paralleluniversum leben? Was ich mir dann selber antworte: Wenn es eine Sache gibt, die sicher ist, so ist es diese: Die Revolution, die uns als Individuen verändert, hört niemals auf. Unsere individuelle Veränderung zum Besseren, so sie denn stattfindet, ist ein erster revolutionärer Erfolg.

Der Muttertag war bei uns zu Hause stets ein Tag der Trübsal und schmerzlichen Erinnerungen, und die traurigen Lieder, die dabei pausenlos im syrischen Fernsehen liefen, verstärkten die Grabesstimmung noch. Vor über vierzig Jahren hat mein Vater seine Mutter bei einem tragischen Autounfall verloren – meine Großmutter Amina. Er war zu klein, um sich an sie zu erinnern, aber jedes Jahr im März saß ich an seiner Seite und hörte ihm dabei zu, wie er von meiner Großmutter erzählte. Sie hatte hart arbeiten müssen, um ihre sieben Kinder durchzubringen. Unter schwersten Bedingungen arbeitete sie ganze Nächte durch und sparte sich jeden Bissen vom Mund ab für ihre Kinder, und das in einer Gesellschaft, die das Ganze noch schwerer machte. Denn mein Großvater hatte in jungen Jahren einen Unfall gehabt, von dem er bleibende Schäden am Rücken davongetragen hatte. Seinem eigentlichen Beruf, Landwirt nämlich, konnte er nicht mehr nachgehen. Die Gesellschaft lehnte es ab, dass meine Großmutter Männerarbeit verrichtete, so nannten sie das damals, da sie größtenteils draußen stattfand. Sie musste sich gegen ihre Eltern durchsetzen und gegen all das Geläster hinter ihrem Rücken, das nie abriß und ihre Situation immer schwieriger machte. In unserem Wohnzimmer hängt ein großes Portraitfoto meiner Oma, dieser starken Frau, die ich nie getroffen habe

und die jeden März wie ein Gestirn ihre Kreise um uns zieht. Ich freue mich immer riesig, wenn mein Vater mich mit ihr vergleicht. Manchmal denke ich, es ist besser so, dass sie nicht bei uns ist. So musste sie immerhin die Verhaftungen meines Vaters, meiner zwei Onkel und vieler ihrer Enkelkinder nicht miterleben. Meine Oma, von der erzählt wird, dass der Verlust ihrer Liebsten das Einzige war, das imstande gewesen wäre, sie zu brechen.

Allgemein gesprochen fand ich den Muttertag schon immer ein deprimierendes, kommerzielles und nerviges Fest – wäre das alles gewesen. Hinzu aber kam, dass ich jedes Mal am Muttertag an diejenigen aus den besetzten syrischen Golanhöhen denken musste, die in Damaskus studierten. Ihr Muttertag spielte sich folgendermaßen ab: Zu Dutzenden zogen sie los, nach Ayn al-Tinah – dem Dorf auf der syrischen Seite, das genau gegenüber dem Örtchen Madschdal Schams in den besetzten Golanhöhen liegt. Über die Grenze hinweg riefen sie ihren Müttern durch Lautsprecher Segenswünsche zu und winkten ihnen mit Taschentüchern – die wohl tragischste Art, Muttertag zu feiern.

Das Übelste rund um den Muttertag in Syrien aber war die Sache mit dem *Gesetzesbeschluss Nummer 301* aus dem Jahr 1988. Mit diesem hatte das syrische Regime den Tag offiziell auf das Nowruz-Fest, das kurdische Neujahrsfest, gelegt. Davor hatte man in Syrien den Muttertag am 13. April gefeiert. Hafiz al-Assad aber verlegte ihn in einem von vielen Versuchen, kurdische Kultur, Identität und Narrative in Syrien auszulöschen, auf den 21. März vor. Damit lag der Nowruz-Tag zwar auf einem öffentlichen Feiertag, doch die syrischen Sicherheitskräfte nutzten geschickt das Notstandsgesetz aus, um alle Versammlungen zum kurdischen Neujahrsfest mit viel Gewalt aufzulösen. Auch wenn Versammlungen an Feiertagen grundsätzlich erlaubt waren, wurden alle Symbole, die auf Kurdisches hindeuteten, verboten. Dazu sagt meine kurdische Freundin: »So wurde das Nowruz-Fest von einem für uns ganz besonderen Feiertag zum bloßen Familienausflug degradiert – mit Picknick und Grillen im Grünen.«

Von den Demonstrationen, die in den anderen Gegenden Syriens stattfanden, hatten wir natürlich schon gehört. Um die Mittagszeit, als wir gerade dabei waren, Mittagessen zu kochen und mit meiner Mutter

Muttertag zu feiern, hörten wir ungewöhnlich lauten Lärm von draußen. Die erste Demo in meiner Stadt. Wir liefen alle aus dem Haus, um zu sehen, was da los war, und was wir sahen, verschlug uns den Atem. Allerdings kamen keine fünf Minuten später auch schon die Busse voller Geheimdienstler angefahren, die auf die Demonstrant*innen einschlugen. Es gab viele Festnahmen, ein paar wenige schafften es, zu entkommen. Einer der Festgenommenen war mein 16-jähriger Cousin. Sie hatten ihn bei den Armen gepackt und schleiften ihn über den Boden, während ich weinte und schrie: »Aber er ist doch noch so klein! Lasst ihn los! Er hat nichts getan!« Meine Mutter packte mich, zerrte mich weg und presste mir die Hand auf den Mund. Die Szene habe ich noch lebhaft vor Augen. Bis heute erinnere ich mich genau an die Gesichter der zwei Schergen, die auf meinen Cousin einprügelten und ihn festnahmen, und ich werde sie auch nie vergessen. In jenem Moment war das für mich das Erniedrigendste und Grausamste, was ich je erlebt hatte und die schlimmste Grenzüberschreitung, die ich mir vorstellen konnte. Ich konnte ja nicht wissen, was uns noch erwartete, sowohl seitens des Regimes, als auch vonseiten der anderen Akteure.

Ein paar Tage später wurde mein Cousin wieder freigelassen. Es war eine unvergleichliche Freude. Ich erinnere mich noch, wie er uns zum ersten Mal nach seiner Freilassung besuchte. Sein Lächeln, sein kahl geschorener Kopf, wegen der Läuse. Er sagte zu mir: »Schau nur, wie ich aussehe! Könntest du mir vielleicht ein Makdous-Sandwich machen? Ich mag doch die eingelegten Auberginen meiner Tante so.«

Im Jahr 2012 wurde mein Cousin ein zweites Mal festgenommen. Und auch diesmal kam er ein paar Tage später zurück. Aber als Leiche, deren Gesichtszüge so entstellt waren, dass wir ihn fast nicht wiedererkannten. Manchmal wünschte ich, ich hätte ihn damals nicht gesehen. Wäre es nicht würdevoller für unsere Liebsten, wenn wir nur die schönen und lachenden Bilder von ihnen in Erinnerung behielten? Sogar die hat man uns kaputt gemacht. Wir hätten einfach nur eine nicht-entstellte, nicht-blutige Erinnerung gewollt, ein brauchbares Familienbild.

Viele der Erinnerungen meiner dreiundzwanzig ersten Lebensjahre, die ich in Syrien verbracht habe, sind mit Gewalt, Angst und Zöger-

lichkeit verbunden. Dieses Gefühl, dass vor einer jungen Frau in meinem Alter Dutzende Levels lagen, die sie erst bestehen muss, bevor sie dort hinkann, wo sie hin will, unter jener alles erstickenden Glasdecke namens Heimat – dieses Gefühl hat mich nie verlassen. Das mag auch daran liegen, dass ein Großteil meiner vielen Fragen mit Schweigen beantwortet wurde, ich getröstet oder die Antwort mir verweigert wurde. Als Kind war ich eine ordentliche Quasselstrippe. Fragen über Fragen hatte ich, mit denen ich meine Mutter den ganzen Tag löcherete. Sie war meistens eher genervt davon, und manchmal platzte ihr der Kragen. Dann sagte sie: »Och, jetzt ist es aber auch mal genug! Immer willst du wissen, woher das Ei kommt, und gleich darauf, woher das Huhn!«

Dabei war die Art, wie mit meiner Fragerei, meinem Wissensdurst und mir umgegangen wurde, zuhause noch am nettesten! Ich hasste die Schule und alles, was damit zu tun hatte. Dieses Gefühl habe ich sogar nach Deutschland mitgenommen. Noch heute hasse ich Prüfungen und Unterrichtssituationen. Obwohl es hier natürlich völlig anders zugeht, habe ich immer das Gefühl, ein schweres Gewicht sitze mir auf der Brust. Dabei ist hier ja wirklich alles anders. Beim besten Willen wüsste ich nicht, wo ich anfangen sollte, um die Unterschiede aufzuzählen. Vielleicht mit dem Respekt, der uns als Student*innen hier entgegengebracht wird? Oder damit, dass man uns als Menschen behandelt?

Wir brauchten eine Revolution tatsächlich, weil wir uns gegen all die Jahre und Aufschichtungen an Ungerechtigkeit, Misshandlung und Korruption an jedem Ort in Syrien auflehnen mussten. Die Ungerechtigkeit fing schon in der Schulzeit an, wenn etwa Kollektivstrafen über ganze Schulklassen verhängt wurden, weil eine einzige Schülerin etwas falsch gemacht hatte, oder wenn ein Schüler zum kleinen Spitzel ernannt wurde. Aufgabe des Klassensprechers war es, die Namen aller Mitschüler an die Tafel zu schreiben, die er als aufmüpfig einstufte, damit sie bestraft würden. In der fünften Klasse schlug mich meine Klassenlehrerin, weil ich mich nicht an die Frisurenordnung hielt, die sie allen Schülerinnen auferlegt hatte. In der neunten Klasse demütigte mich meine Englischlehrerin vor der ganzen Klasse, sie ohrfeigte mich. Dann schleifte sie mich vor die Direktorin. Das Verbrechen, das

ich begangen hatte, war es gewesen, die Prüfung zu bestehen, und zwar mit voller Punktzahl, worauf meine Klassenlehrerin mich des Schummelns bezichtigte. Sie befand, die Fragen seien bei weitem zu schwer gewesen, als dass es auch nur ansatzweise möglich gewesen wäre, aus eigener Kraft die volle Punktzahl zu erreichen. Die schlimmste Erfahrung aber machte ich in der zehnten Klasse mit dem Physiklehrer, der den Großteil seines Unterrichts damit verbrachte, in aggressiver Macho-Manier über seine Ehefrau zu lästern, um uns schließlich Aussagen wie diese an den Kopf zu schmettern: »Ihr seid doch alle Eselinnen, ihr habt doch keine Zukunft! Ach was, das wäre sogar eine Beleidigung für die Esell!« Die gemeinste Strafe kam wiederum von der Philosophielehrerin, die uns zwang, ihre Lektion hundert Mal aufzuschreiben. Einmal fand ich keinen anderen Weg, um die Strafe herumzukommen, als die ganze Woche der Schule fernzubleiben. Auch die Erdkundelehrerin wurde kreativ, wenn es darum ging, uns zu demütigen. Einmal forderte sie meine Mitschülerin auf, sich hinter die Klassenzimmertür zu stellen, wo auch der Mülleimer stand, weil sie »im Grunde genommen auch Müll sei«, wobei sie einen Fuß in den vor Dreck überquellenden Eimer stellen sollte. Als ich einwandte, dass sie das doch nicht machen könne, zumal meine Freundin ja gar nichts falsch gemacht habe, schließlich habe sie mich doch bloß nach einem unleserlichen Wort an der Tafel gefragt, warf sie uns beide aus dem Unterricht. Sie ließ uns auf dem zugigen Gang im eisigen Wind stehen, wobei ich mir eine Erkältung holte.

Doch beschränkt sich unser Problem nicht auf irgendwelche individuellen Verhaltensweisen innerhalb des syrischen Lehrkörpers. Seine Wurzeln reichen Jahrzehnte zurück, in die patriarchale Grundstruktur einer Gesellschaft, die autoritäres Denken in ihren unterschiedlichen Ausformungen verinnerlicht hat, in der Politik, in familiären und eben auch in pädagogischen Strukturen.

Nach diesem endlosen Erinnerungsstrom muss ich innerlich fast lachen. Wie haben wir Syrerinnen und Syrer diese Schulzeit in diesen mikrokosmischen Geheimdienstkasernen namens Schulen eigentlich überstehen können? Wie konnte das syrische Regime diese allumgreifende Struktur erschaffen, die unsere Menschlichkeit, unsere Wür-

de und unser Selbstwertgefühl zerstört? Meine Generation hat zwölf Jahre des syrischen Schulsystems, mindestens vier Jahre des syrischen Universitätssystems (auf das ich hier nicht näher eingehen werde) und zehn Jahre Revolution überlebt. Bloß, haben wir tatsächlich überlebt?

Ende März 2011 war das neue Lied *Ya Heif* (übersetzt: Oh, Schande) plötzlich in aller Munde. Das Lied erzählte uns von Deraa und den Kindern, die dort den Satz »Jetzt bist du dran, Doktor« an die Mauern ihrer Schule geschrieben hatten, wofür der syrische Geheimdienst sie verhaftete und folterte – ein Vorfall, der bei den Syrer*innen das Fass endgültig zum Überlaufen brachte, so groß war die Wut über diese Ungerechtigkeit auf allen Ebenen.

Manchmal frage ich mich: Glaubten wir damals wirklich, dass wir durch die Hand unserer Geschwister gestorben seien, wie es in einer Zeile dieses Liedes heißt? Waren wir denn jemals Geschwister? Und wenn ja, wann, inwiefern und wo? Haben wir ernsthaft geglaubt, dass wir es schaffen würden, vierzig Jahre zu überwinden, während derer die Assads emsig daran gearbeitet hatten, uns als Volk zu spalten, uns Angst voreinander zu machen? Womit das Lied allerdings sicherlich recht behalten hat und auch in zehn oder hundert Jahren noch recht behalten wird, ist dieser Satz: »Verräter ist, wer sein Volk tötet ... Mag er sein, wer er will.« Egal, ob man ihn nun auf das syrische Regime beziehen will oder auf sonst irgendeine Partei in Syrien.

Jahrelang bin ich dem Lied *Ya Heif* aus dem Weg gegangen, weil es mich an so vieles erinnert, an das ich lieber nicht erinnert werden will. Jetzt denke ich daran zurück, wie ich es erstmals von einer Freundin geschickt bekam. Das war im April 2011, über Bluetooth. Wir saßen auf den Stufen vor unserem Haus, neben den schönen Topfpflanzen meiner Mutter, und hörten es uns leise an. Meine Mutter kam gerade mit einer Kanne Kaffee an, und als sie begriff, was wir taten, geriet sie in helle Panik. Sie zischte uns an: »Macht sofort diesen Scheiß aus, sonst kommen sie uns noch holen!« Dann forderte sie mich auf, das Lied umgehend von meinem Handy zu löschen. Wir stritten uns eine ganze Weile. Das war wahrscheinlich noch die entspannteste Auseinandersetzung mit meiner Mutter und meinem Vater. Meine Eltern wollten nicht, dass meine älteren Geschwister sich an irgendwelchen Aktionen im Zu-

sammenhang mit der Revolution beteiligten, und geschweige denn ihre jüngste Tochter. In den Jahren 2011 und 2012 herrschte zwischen meiner Mutter und mir ein unerbittlicher Krieg. Egal, was ich machen wollte, immer musste ich mich dafür aus dem Haus stehlen. Ich log in einer Tour. Meistens kam meine Mutter mir und meinen unschuldigen Lügen auf die Schliche und sagte: »Du willst wohl, dass ich einen Herzschlag kriege!«

Einmal hatte ich mich verspätet und meine Mutter rief an. Sie hörte natürlich gleich, dass ich mich auf einer Demo befand. Sofort machte sie sich auf den Weg, um mich eigenhändig nach Hause zu holen. Selbstverständlich nahm ich es ihr übel, dass sie mich einfach so von meinen Kampfgenoss*innen wegzerre und mich vor ihnen anschrie. Aber wenn meine Mutter und ich heute über diese Zeit reden, müssen wir immer ein bisschen lachen und viel weinen. Weinen, weil wir nicht zusammen sein können und über all unsere Verluste und Enttäuschungen.

Oft werde ich gefragt, wie es gewesen sei, als ich zum ersten Mal auf einer Demo mitgebrüllt habe. Und obwohl ich es bisher nie geschafft habe, die Szene angemessen zu beschreiben, lässt mir die Antwort keine Ruhe. Es war bei der Demo am *Großartigen Freitag*, dem 22. April 2011, eigentlich hatte ich gar nicht mitlaufen wollen. Es war die größte Demo, die es bis dahin in meiner Stadt gegeben hatte. Der Zug der Demonstrant*innen strömte an unserem Haus vorbei und riss nicht ab, es waren unendlich viele. Plötzlich erblickte ich inmitten der Menge meinen Bruder. Noch in Schlafanzug und Badeschlappen rannte ich zu ihm hin. Dann schrie ich Sprechchöre mit ihm, Arm in Arm, und die Tränen rannen mir über die Wangen, als wir gemeinsam riefen: »Das syrische Volk lässt sich nicht erniedrigen!« Ich hüpfte fast vor Freude, lange bin ich an jenem Tag aber nicht mitgelaufen. Nur ein paar hundert Meter weiter, die Demonstrant*innen waren gerade über die Kreuzung gelaufen, hat das Militär das Feuer auf sie eröffnet. Drei Menschen verloren ihr Leben, Dutzende wurden verletzt. Eine Moschee wurde zum Feldkrankenhaus umfunktioniert, der Muezzin machte einen Blutspendenauf-ruf aus dem Minarett. An jenem Tag ist viel Blut geflossen; leider nicht nur in Moadhamiya und den anderen Gegenden und Vororten von Da-

maskus. Es gab Tote und Verletzte in allen syrischen Städten. An jenem Tag geschah so vieles, das wir nie vergessen werden: Die Statue von Basil al-Assad in Deir ez-Zor wurde gestürzt, genauso wie die Statuen von Hafiz al-Assad in Hudschaira, Ariha und al-Shuhayl. Das Niederreißen der Statuen war eine unmissverständliche symbolische Geste, ein Indiz dafür, dass die Angst aus den Herzen der Menschen gewichen war.

Ich glaube nicht, dass dieser Tag je aus meinem Gedächtnis oder dem der Syrer*innen gelöscht werden kann. Wobei ich sicher nicht für alle Syrer*innen sprechen kann, aber für die Mehrheit bestimmt. Der Rest war damit beschäftigt, den Sieg des Militärs und der Geheimdienste zu feiern, gegen »die universale Verschwörung und die infiltrierten, von Kuweit unterstützten Demonstranten«.

Jener Tag war ein Wendepunkt. Wir hatten uns rausgewagt, jetzt gab es kein Zurück mehr. Von nun an wartete niemand mehr auf Reformen und sinnentleerte Sonntagsreden des Präsidenten über die große Verschwörung und die Terrorbekämpfung.

Im Jahr 2012 ging ein Video durch die sozialen Medien. Es zeigte einen Mann um die vierzig, der in Aleppo, nachdem er von Soldaten der Syrischen Armee verprügelt worden war, über den Boden geschleift wird, während er sie anfleht, ihm doch noch eine Gelegenheit zu geben, sich von seinen Kindern zu verabschieden, bevor sie seinem Leben ein Ende setzen würden. Einer fragt ihn: »Wo sind denn deine Kinder?«. Darauf sagt der Mann: »Zu Hause, bei ihrer Mutter.« Dann fragt ein anderer: »Und darf ich dann auch deine Frau ficken, während du dich von deinen Kindern verabschiedest?« Der Mann antwortet: »Gott bewahre, aber sie ist doch mein Ein und Alles! Sie ist meine Cousine, meine Frau, die Krone auf meinem Haupt!« Die Szene endet damit, dass der Mann getötet und sein Leichnam am Straßenrand zurückgelassen wird.

Nachdem ich es zum ersten Mal gesehen habe, wollte mir das Video jahrelang nicht aus dem Kopf. Es war nicht nur eine von vielen Szenen der Erniedrigung und Zerstörung, die wir in Syrien erleben mussten, die den Verstand übersteigen. Diese Demütigung zeigt ganz speziell die Instrumentalisierung von Familien, und insbesondere von weiblichen Familienmitgliedern. Indem ihnen sexuelle Nötigung und Vergewalti-

gung angedroht werden, werden sie als Mittel benutzt, um männliche Familienmitglieder zu provozieren und zu demütigen.

Einmal gab es eine Situation, die werde ich im Leben nicht vergessen. Es war Mitte 2011 und geschah meiner Freundin, nachdem wir beide an einer Demo in Moadhamiya teilgenommen hatten und die Sicherheitskräfte plötzlich die Demonstrant*innen verfolgten. Viele schafften es zu entkommen, ein paar wurden festgenommen. In einer engen Sackgasse wurde meine Freundin gemeinsam mit zwei weiteren jungen Frauen eingekesselt. Wie gewöhnlich überschütteten die Sicherheitskräfte die drei mit den schlimmsten Beleidigungen, die man sich vorstellen kann. Schließlich fragte einer der Sicherheitsmänner meine zu Tode verängstigte Freundin, ob sie wohl verheiratet sei, was sie bejahte. Dann fragte er weiter, ob sie denn Kinder habe. Ihr Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie ihm antwortete: »Zwei Töchter.« Seine Antwort war: »Soll ich dich als Leichenbündel abliefern, bei deinen Kleinen? Oder was hältst du davon: Ich bringe dich schwanger zurück, mit einem Brüderchen im Gepäck!« Hämisches Gekicher folgte darauf. Da begannen die drei jungen Frauen, die Männer anzuflehen, sie doch bitte gehen zu lassen, sie hätten auch gar nicht an der Demo teilgenommen, sie seien rein zufällig dort gewesen. Darauf verlangte der Offizier nichts Minderes von ihnen, als vor ihm niederzuknien, um ihm die Stiefel zu küssen. Im Gegenzug ließ er sie weiterziehen. Während meine Freundin mir von dem Vorfall erzählte, schluchzte sie bitterlich. Und später haben wir nie wieder darüber gesprochen.

Jedes Mal, wenn mein Gedächtnis mich in jene Zeit zurückbringt, muss ich mich sehr wundern über diejenigen, die uns fragen, warum wir in Syrien denn auf die Barrikaden gegangen seien. Danach kommt meistens, dass die Lage in Syrien vor der Revolution doch gar nicht so schlecht gewesen sei. Als würde uns Syrer*innen keine andere Option als Assad zustehen. Was im Grunde dem entspricht, was die Befürworter seines Regimes gerne sagen oder auf Mauern schreiben: »Assad oder keiner!«

Irgendwann Ende Februar 2012, ich fühlte mich seit Tagen nicht gut, besuchten mich meine Freundin und ihr Bruder. Sie schlugen vor, mit dem Auto zu den Hainen zu fahren, um mal ein bisschen rauszu-

kommen, und ich stimmte zu. Weite Olivenhaine umgeben Moadhamiya, in den ersten Frühlingstagen ist es dort wunderschön. Unterwegs im Auto, sahen wir im Olivenhain eine Menschentraube stehen. Anscheinend war etwas passiert. Wir hielten an und stiegen aus. Dann sahen wir die zwei Leichen ausgestreckt auf der feuchten Erde liegen. Zwei Männer, vielleicht Ende dreißig oder Anfang vierzig. Ihre Augen starrten zum Himmel, scheinbar fassungslos. Noch immer bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich an die Szene denke. Mich überkommt das Gefühl, ich stürze in die Tiefe. Einer der beiden streckte seine Hände in die Luft, an seinen Handgelenken konnte man deutlich die Spuren von Fesseln sehen. Höchstwahrscheinlich hatte man ihn dem Gespenst unterzogen, einer Foltermethode, bei der das Opfer an den Händen aufgehängt wird. Beim anderen war am Hals der Abdruck eines Seils zu erkennen. Später erfuhren wir, dass die beiden Männer von den *Lid-schaan Schaabiya*, einer vom Regime unterstützten Bürgerwehr, festgenommen worden waren, dass diese sie zuerst eine Weile festgehalten, dann zu Tode gefoltert und schließlich dort entsorgt hatte.

Wer die beiden waren, wer ihre Familien waren, wo sie herkamen – keiner kann es sagen. Begraben wurden sie als unbekannte Märtyrer. Noch lange Zeit später zerbrach ich mir den Kopf darüber, wer die beiden wohl gewesen sind. Die Vorstellung, dass ihre Familien nichts über ihren Verbleib wussten, war mir unerträglich. Hatten sie eine Freundin? Kinder? Wer auch immer ihnen nahegestanden hatte, wusste nicht, ob sie noch am Leben waren oder tot. Wir können nicht wissen, ob nicht vielleicht noch immer jemand darauf wartet, dass sie eines Tages lebend zurückkehren werden. Sie waren einfach verschwunden. Kein Abschied, keine letzten Worte. Da war nicht einmal ein Grab, das ihre Angehörigen besuchen können.

Seit zehn Jahren vergesse ich ihre Gesichter nicht. Ich muss oft an sie denken. Immerzu frage ich mich, wie es ihren Familien ergangen sein mag. Bei allem, was mir widerfahren ist, bei allen Wendungen, die mein Leben genommen hat, gingen sie mir nie aus dem Kopf.

Dann kamen immer mehr solcher Meldungen. In Syrien gibt es Tausende unbekannter Märtyrer*innen. Hast du eine*n davon mit eigenen Augen gesehen, voller Folterspuren, den Blick starr gen Himmel ge-

lenkt, wird dich das Bild für immer verfolgen und an all die anderen erinnern. An all die Todesopfer, die keine Gerechtigkeit erfahren haben, die keine Grabrede und keinen Grabstein erhalten haben, auf dem man ihren Namen lesen kann, und wann sie geboren sowie gestorben sind.

Ich werde jetzt einen Zeitsprung machen, vom Jahr 2012 springe ich direkt in den Februar 2021 und nach Deutschland, in die Stadt Koblenz, ans Ufer des Rheins. Dort liegt das Oberlandesgericht Koblenz. Wir standen seit den frühen Morgenstunden davor und warteten, endlich an die Reihe zu kommen und in den Gerichtssaal zu dürfen: zur Urteilsverkündung gegen Eyad A., dem Leiter der für ihre besondere Grausamkeit berüchtigten *Abteilung 251*. Er ist das erste von zwei Geheimdienstmitgliedern, deren Schuldhaftigkeit im Zuge des al-Khatib-Prozesses ermittelt werden sollte.

Während wir um sechs Uhr morgens vor dem Gericht warteten, kreiste unser Gespräch um Dinge wie die schlechte Wirtschaftslage in Syrien oder darum, welcher Gerechtigkeitsbegriff es sei, den man in Syrien hege. Wir sprachen außerdem über Ägypten, über die Revolution und die Doppeldeutigkeit des Wortes *'Aisch*, das ja Brot und Leben bedeutet. Prompt fiel mir ein Roman von Aziz Nesin ein: *Yahiya existiert, aber er lebt nicht*. Den hatte ich als Jugendliche gleich mehrmals gelesen, hatte er mich doch zum Grübeln gebracht: Existierten die Syrerinnen und Syrer eigentlich bloß, oder lebten sie auch?

Im Gerichtssaal ließ ich meinen Blick umherwandern. Einige Gesichter waren mir vertraut. Dann fiel mein Augenmerk auf die Wand hinter den Plätzen der Richterin und der Beisitzer*innen. Dort stapelten sich Hunderte von Akten, nach Farben sortiert. Ich war nervös, aber versuchte, es vor den anderen zu verbergen. Zahllose Fragen schossen mir durch den Kopf. Was ist Gerechtigkeit? War das hier ein Schritt in Richtung Gerechtigkeit? Was für eine Gerechtigkeit wollen wir überhaupt? Sollte es mich optimistisch stimmen, was jetzt geschah und dass es geschah? Oder sollte ich eher furchtbar deprimiert sein, darüber, dass es zehn Jahre ununterbrochener Verstöße gebraucht hatte, bis wir bei diesem bescheidenen Schritt angelangt waren, wo ein einziges Geheimdienstmitglied des immensen Sicherheitsapparats in Syrien zur

Rechenschaft gezogen wurde? Da wurde es mir überhaupt zum ersten Mal richtig klar: Zehn Jahre! So viel Zeit war vergangen, seit Beginn der syrischen Revolution! Kalter Schweiß perlte auf meiner Stirn. Ich hatte genug von meinem Mundschutz und den Plexiglaswänden, die die Zuschauer*innen voneinander trennten. Mich überkam eine unbändige Lust zu weinen. Oder jemanden zu umarmen.

Und wie wir so im Gerichtssaal saßen, dachte ich an die Verbrecher, die andernorts, in jener parallelen Dimension, in der die Syrerinnen und Syrer leben, ununterbrochen weiter ihrem teuflischen Werk nachgingen. Wie lange noch, weiß kein Mensch.

Die Richterin trat ein. Alle erhoben sich. Kurz und knapp verkündete sie das Urteil: viereinhalb Jahre Haft. Danach nahm sie Platz und las die umfangreichen Informationen vor, die das Urteil begründen sollten: Sie erwähnte im Detail, wie die Proteste niedergeschlagen wurden, sprach über Festnahmen und Folter von Demonstrant*innen, schilderte, wie Städte gestürmt und Strom und Internet gekappt wurden, kurzum, von all solchen Verbrechen des Assad-Regimes. Sie nannte die Namen syrischer Städte wie Douma und Daraa, und jedes Mal, wenn der Name einer syrischen Stadt fiel, setzte mein Herz einen Schlag aus. Drei Stunden am Stück las die Richterin die Verbrechen des syrischen Regimes vor. Die schiere Menge der Einzelheiten erschöpfte mich. Was sie da vorlas, waren Dinge, die mich nie wirklich losließen, obwohl ich täglich vor ihnen floh. Die Diskussionen zwischen Syrer*innen über den Koblenz-Prozess im Hinterkopf, dachte ich mir: Egal, was wir als Einzelne für eine Meinung dazu haben mögen – schon allein angesichts der Tatsache, dass man an diesem Ort all diese Dinge mit eigenen Ohren hören kann, muss man doch eigentlich das Gefühl haben, dass hier gerade ein kleiner Erfolg verzeichnet wird, und sei er noch so winzig, nur ein klitzekleiner Schritt vorwärts.

Während dieser Morgenstunden schwebte mir durchweg das Bild jener zwei unbekanntenen Märtyrer vor Augen. Wollte es mir etwas sagen, womöglich? Warum musste ich jetzt an diese längst verstorbenen Menschen denken, die ich doch nicht einmal kannte? War es Verantwortungsbewusstsein? Das Überlebensschuld-Syndrom? Oder eine Posttraumatische Belastungsstörung? Alles zusammen?

Zurzeit wird viel über Gerechtigkeit gesprochen und über die Frage, was sie bedeutet. Dabei sind wir mitnichten daran gewöhnt, uns über Gerechtigkeit viele Gedanken zu machen. Ich zum Beispiel hatte vor Koblenz noch nie einer Gerichtsverhandlung beigewohnt, ich weiß nicht einmal, wie ein Gerichtssaal in Syrien aussieht. Anders als mein Vater, dessen Versuche, Gerechtigkeit zu bekommen, allesamt nach 25 Jahren scheiterten. In Kurzfassung: Mein Vater hatte jahrelang dafür gespart, ein Grundstück zu kaufen, um darauf unser Haus zu bauen. Nach einem Täuschungsmanöver des früheren Eigentümers urteilte das Gericht, dass zwar das Gebäude uns gehöre, aber das Grundstück nicht. Dieses ging an dessen früheren Eigentümer zurück, der den Kaufpreis für das Grundstück erhalten hatte, bevor es mithilfe von einschlägigen Beziehungen, Schmiergeldern und gefälschten Papieren in seinen Besitz zurückkehrte. Nun ja. Immerhin hatten wir einen Ort, wo wir wohnen konnten. Einen Ort, den wir unser Haus nennen konnten, wenn auch der Boden, auf dem dieses Haus stand, uns grundsätzlich nicht mehr gehörte.

Viele Syrer*innen werden geboren, leben und sterben, ohne sich je den Traum erfüllen zu können, ein Haus zu haben, egal, was für eines, einfach das eigene, in dem sie ein würdiges Leben leben können. Haben einige doch nicht einmal genug, sich ein Grab zu leisten, das sie am Ende umhüllt. Der Witz ist, dass mein Vater zwei Jahre vor der Revolution, als wir noch gar kein Haus hatten, ein Grab auf einem neu angelegten Friedhof gekauft hatte. Das war im Umkreis von Someriya, beim Militärflughafen in Mezzeh.

Je mehr Verstöße und Angriffe des Regimes in Moadhamiya stattfanden, umso höher schossen die Zahlen der Todesopfer. Gleichzeitig machte die Gefahrenlage es zunehmend unmöglich, jene Gegend zu erreichen. So kam es, dass eine zwischen den Olivenhainen von Moadhamiya liegende Fläche zum Friedhof umfunktioniert wurde. Man nannte ihn den Märtyrerfriedhof. Mein Bruder Obaida war einer der jungen Freiwilligen, die dort eine improvisierte Struktur anlegten und das Gelände vorbereiteten, um darauf die Opfer von Bombardement und Scharfschützen zu beerdigen. Auch dieser Friedhof wurde bald zur Zielscheibe der *Chemie-Division* der Syrischen Streitkräfte, welche ebenfalls

bei den Hainen von Moadhamiya ansässig war. Zweimal wurde mein Bruder angeschossen, als er gerade jemanden beerdigte. Jedes Mal starb ich tausend Tode, fragte ihn: »Sag mal, wie wirst du überhaupt damit fertig? Ist das nicht total belastend für dich?«

Darauf sagte er immer: »Das ist doch das Mindeste, was man tun kann. Für all die Leute, die ihr Leben lassen, einen Ort zu finden, wo sie wenigstens ein anständiges Begräbnis bekommen. In diesem Leben wird es vielleicht nicht zu schaffen sein, unser Recht auf Würde zu bekommen. Vielleicht können wir ja wenigstens in Würde sterben.«

Obaida beerdigte fünf Kinder meines Onkels väterlicherseits, nachdem wir sie eins nach dem anderen verloren hatten, und den Sohn meines Onkels mütterlicherseits. Am Tag, als wir von meinem Cousin Abschied nahmen, stand ich in einer Ecke des Feldlazaretts und filmte meinen Vater, wie er den anderen bei der Totenfeier vorbetete. Obaida sieht man eine Reihe hinter ihm stehen. Heute, in Berlin, sehe ich mir das Video an und kann einfach nicht glauben, dass das wirklich passiert sein soll. Mein Cousin im weißen Leichentuch, inmitten der fahlen Beleuchtung des Feldlazaretts, das eigentlich ein Keller war. Spärliches Tageslicht fällt in den Raum und verleiht der Szene noch mehr Schmerz. Wenn ich mir heute die Aufnahmen ansehe, erscheinen sie mir wie ein Spielfilm mit unbekanntem Darstellern, der an einem Ort spielt, an dem ich noch nie gewesen bin.

Am 29. August 2013 sind mein Bruder Obaida, seine Frau Mariam und deren sechsjähriger Sohn Ahmad im Bombardement der *Vierten Division* auf die Stadt Moadhamiya getötet worden. Obaida, Mariam und Ahmad bekamen drei Gräber, die nebeneinander lagen, gleich neben meinen Cousins und den vielen anderen, die wir verloren haben. Es waren drei jener Gräber, die Obaida für die Märtyrer*innen der anderen Familien ausgehoben hatte.

Kein einziges Mal habe ich ihre Gräber besucht, und das schmerzt mich sehr. Während der letzten Wochen, die ich in Moadhamiya verbrachte, wurde der Friedhof immer wieder bombardiert. Meine Familie geht ab und zu dorthin. Sie pflanzen Blumen auf die Gräber, pflegen sie und schicken mir gelegentlich ein Foto, sodass ich wenigstens davon träumen kann, eines Tages selbst am Grab meines Bruders zu stehen.

Ich hätte ihm so viel zu erzählen. Oft habe ich darüber nachgedacht, was ich Obaida und Mariam und Ahmad alles sagen würde, sollte ich einmal ihr Grab besuchen können. Immer wieder habe ich mir jene Sätze im Kopf aufgesagt. Eines Tages möchte ich dort sein.

Manchmal, wenn ich nicht aufhören kann zu grübeln, tröste ich mich damit, dass wir ja immerhin ein Grab haben, das wir besuchen können. Dann muss ich immer an die gute Maryam al-Hallaq denken. Maryam, die großartige Aktivistin, Mutter des Märtyrers und Arztes Ayham Ghazoul, der in einem der Verließe des syrischen Regimes unter Folter gestorben ist. Seine Familie hat weiter nichts als einen Totenschein erhalten. Seit Jahren kämpft Maryam um »ein Grab, das man besuchen kann«.

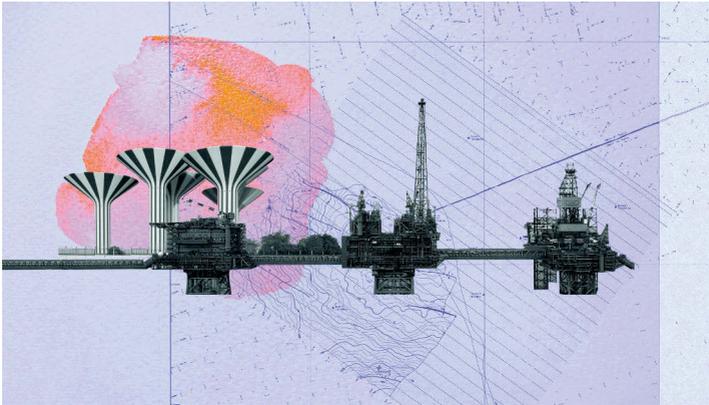
Vor zwei Tagen las ich ein Zitat der seit 2013 vom *Dscheisch al-Islam* verschleppten Aktivistin und Rechtsanwältin Razan Zaitouneh. Ich will versuchen, es zusammenzufassen: »Das schönste an meinen Freunden ist die Tatsache, dass sie nie aufhören, über sich selbst und andere zu staunen. Dass sie die Freiheit, die es noch immer zu verwirklichen gilt, schon jetzt zelebrieren.« Die Freiheit für die politischen Häftlinge in Syrien wie auch die Freiheit aller Syrerinnen und Syrer liegt noch immer in der Zukunft.

Nach allem, was passiert ist, müssen wir uns eingestehen, dass wir gebrochen, alleingelassen und müde sind. Zehn Jahre sind vergangen. Zehn Jahre, die uns zermürbt und restlos erschöpft haben. Aber die Freiheit bleibt das Ziel, in all ihren Formen und mit jedem einzelnen Gesicht.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.

Bidoon: Geburt einer Literatur und eines politischen Anliegen

Mona Kareem



1

Da wären wir: wieder im Exil. Weder sind wir die erste arabische Generation, die sich diesem Labyrinth überlässt, noch die letzte. Mal nennt man uns Migranten, mal sind wir Geflüchtete, mal gehören wir sogenannten Randgruppen an. Vom Rand aus sollen wir dann über den Rand berichten, dazu lädt man uns ein: »Na? Wie ist das Wetter so, bei euch am Rand?« Sie stecken uns in Anthologien, die womöglich von Stiftungsmumien, höchstens aber in den Ghettos der Nahost-

Studien gelesen werden. Unsere Gedichte und Romane behandeln sie wie Belegstücke, Geständnisse aus der Dunkelheit, die vom anderen Ende des Tunnels herkommen. Manchmal geht die Sache noch weiter, dann bemüht man einen Trennstrich – beziehungsweise einen Bindestrich –, der eine nebulöse Brücke zwischen ihrer und unserer Identität schlagen soll, schreibt: »arabisch-amerikanisch«. Doch ist diese Brücke keineswegs dazu gedacht, dass wir sie überqueren sollen. Es liegt ihnen am Herzen, sie zu bewachen, und der Tag wird kommen, an dem sie einen Elektrozaun drüberziehen.

Zehn Jahre lang lebe ich nun in den Vereinigten Staaten. Noch immer habe ich nicht die Staatsbürgerschaft, noch immer reise ich mit einem Flüchtlingspass, der nur zwölf Monate gültig ist und den zu verlängern jedes Mal drei Monate dauert; Mobilität ist schließlich Luxus. Ohne mit der Wimper zu zucken, nennt man mich eine »arabisch-amerikanische Autorin«, und ich habe keine Ahnung, wann genau meine Verwandlung von der »arabischen Exilautorin« zur »arabisch-amerikanische Autorin« sich vollzogen haben soll. Ich wurde in Kuwait geboren und habe dort meine ersten einundzwanzig Jahre verbracht. In dieser Zeit habe ich zwei Gedichtbände veröffentlicht, fünf Jahre für die lokale Presse geschrieben und praktisch keinen Bereich ausgelassen, um mich darin auszuprobieren. Von Schauspiel und Theaterkritik über Literaturübersetzung bis zur politischen Arbeit, mal feministisch, mal global, mal bidoonisch, ob Geige, Laute oder Klavier – mich hat einfach alles interessiert. Und wäre meine Stimme nicht so fiepsig und vollkommen unerträglich, ihr hättet mich sicher auch singen hören, sei es in den glitzernden Shopping Malls oder an den verpesteten Stränden Kuwaits. Binnen kürzester Zeit habe ich ein Riesenleben gelebt, ein Leben voller Höhen und Tiefen. Und während alledem gab es keine Bezeichnung und keine Kategorie, die ich hätte tragen können.

Im Jahr 2011, als auf den Straßen die Bidoon-Bewegung geboren wurde, ist auch die Bidoon-Literatur entstanden. Zuvor hatten Anthologien und Nachschlagewerke, die sich mit kuwaitischer Literatur befassten, unsere Existenz konsequent ignoriert. Anthologien, deren einziger Zweck darin bestand zu belegen, dass man tatsächlich über eine Literatur verfügte, ergo auch über eine Nation, eine Geschichte und ei-

nen Staat. Aus dem *Verband kuwaitischer Schriftsteller* schloss man uns aus, ebenso wie aus allen gemeinnützigen Verbänden, von denen ja gerne behauptet wird, dass sie demokratischer seien als der Staat, während sie mitunter sogar noch übler, reaktionärer und rassistischer sind. Wir verbrüdereten uns mit unseren migrantischen Freund*innen, wir tauschten uns aus: mit Ägypter*innen, Syrer*innen, Palästinenser*innen und anderen Araber*innen, die sich ins Land des Erdöls verirrt hatten. Wir wussten, dass wir am Rand stehen. Am Rand des Hier; am Rand des Dort. Dieser Rand war unser. Wir hatten keinen Schimmer, wie wir daraus etwas hätten machen können. Eine alternative Geographie vielleicht, nur für uns, einen Raum, der nicht nur den hochverehrten Bürger*innen vorbehalten wäre. Ohne die Bidoon-Bewegung hätte es die Bidoon-Literatur nie gegeben. Denn jedes politische Anliegen braucht selbstredend eine Kultur, eine Literatur. Schließlich müssen, damit eine solche Bewegung entstehen kann, die Nöte einer Volksgruppe zunächst erst einmal verbalisiert werden, bevor sich daraus im besten Fall ein kollektives Ansinnen entwickelt. Damals verschwanden Autor*innen in der schwammigen Kurz-Bio: »In Kuwait geboren«. Schrieb man stattdessen, man sei »Bidoon-Dichter*in«, strich der Lektor es einem wieder heraus, denn: Das ging doch nicht, sich über eine Verneinung zu identifizieren!

2

Blicken wir in der Literaturgeschichte ein wenig zurück, bis in die Zeit vor dem Nationalstaat, welcher so, wie wir ihn heute kennen, erstmals in Europa auftrat, werden wir feststellen, dass frühere Literaturen nicht geografisch kategorisiert wurden, sondern anhand der Sprachen, in denen sie verfasst wurden. Dort stößt man, im Osten wie im Westen, auf Literat*innen, die mehrsprachig schrieben, oder die neben der Muttersprache noch mindestens eine weitere Sprache beherrschten. Aus heutiger Sicht wirkt diese Welt beinahe wie ein Mythos. Den wenigen frühmodernen Versuchen in Richtung einer Internationalisierung, wie

etwa die Surrealisten sie anstrebten, hat sich die Literaturwelt konsequent widersetzt.

All diese Versuche mündeten im Nichts, und sogar die arabische Literatur, deren viele Räume füreinander immer offen gestanden hatten – auch Minderheiten, deren Angehörige auf Arabisch schreiben, bewegen sich darin –, sogar diese Literatur wird entlang der Staats- und Provinzgrenzen in Fragmente zerschreddert. Immer weiter fort bewegt sich die moderne Literatur von einer Internationalisierung. Sie bewegt sich in Richtung Minderheit und Gruppe – wobei letztere sich über einen einzigen Punkt definiert: das Anliegen, das sie jeweils zusammenhält.

Bidoon-Literatur als solche gibt es übrigens nicht erst seit den Revolutionen und der Bidoon-Bewegung. Als erste literarische Veröffentlichung eines Bidoon-Autoren gilt ein Text von Suleiman al-Falih. Er stammt aus den 1970er-Jahren und damit aus der Zeit nach der Unabhängigkeit, die ja die Geburt der Bidoon als Gruppe zur Folge hatte. Wie es scheint, hört das Bidoon-Sein eines Menschen nicht einfach auf, sobald er die Heimat verlässt oder woanders eingebürgert wird. Suleiman al-Falih sah sich später gezwungen, nach Saudi-Arabien auszuwandern, wo er lange Zeit bei der Presse tätig war und auch weiterhin Texte veröffentlichte; doch während er seiner Herkunftsszene die Treue hielt, ist er der dortigen Szene immer fremd geblieben.

In den neunziger Jahren dominierten die Bidoon die Lyrikszene Kuwaits, und da es ihnen verboten ist, an Unis zu studieren, zu unterrichten oder im öffentlichen Dienst zu arbeiten, waren die meisten bidoonischen Lyriker*innen in der kuwaitischen Presse tätig. Darüber, dass sie, in einem Kuwait, dessen Kulturwirtschaft infolge des Golfkriegs zerfallen war, nur eine Untergruppe innerhalb einer migrantischen Literaturszene bilden würden, waren sie sich nicht im Klaren. Sie hielten sich damals schlichtweg für Einzelpersonen am Rand, weswegen es auch keinen Versuch gab, von einer bidoonischen Literatur zu sprechen. Der Großteil von ihnen fand ein angenehmes Plätzchen in der Lyrik, wo das Schreiben über Identität, Zugehörigkeit und Entfremdung weniger risikobehaftet war. Einige Kritiker*innen haben das größere Interesse bidoonischer Autor*innen an Lyrik als an Prosa auf deren beduinische Wurzeln zurückgeführt. Eine Interpretation, die so

falsch gar nicht wäre, wäre sie nicht so eindimensional. Die Ironie dabei ist, dass die Lyrik den Bidoon nie ein sicheres Terrain gewesen ist. Immer wieder hörte man von Dichter*innen, denen die Staatssicherheit Besuche abstattete, oder von Entlassungen aus dem kuwaitischen Pressebetrieb. Das wohl bekannteste Beispiel hierfür ist der Fall von Fahad Afet. Dieser verschwand für einige Zeit im Gefängnis, nachdem er ein Gedicht verfasst hatte, das als Schmähdgedicht über den regierenden Emir gedeutet worden war. Später tauchte er als Emigrant wieder auf, erst in Saudi-Arabien und dann in den Emiraten.

Seit etwa zehn Jahren, seit sich nämlich eine neue Generation sowohl kuwaitischer als auch westlicher Akademiker*innen mit der Bidoon-Frage befasst, gibt es den Begriff der Bidoon-Literatur. Die Entwicklung, im Zuge derer zuletzt viele arabische Autor*innen – wie auch Autor*innen weltweit – von der Lyrik zum Genre des Romans abgewandert sind, ist auch an den Bidoon-Autor*innen nicht spurlos vorübergegangen. Nasser Al Zafiri, in den Neunzigern nach Kanada ausgewandert und vor zwei Jahren dort verstorben, veröffentlichte einen Dreiteiler mit dem Titel *Die Jahra-Trilogie*, in dem er versuchte, die Siedlungsbewegung der Bidoon nachzuzeichnen, von der Wüste in die Basthütten und hin zu den Arbeitersiedlungen, wie sie sich außerhalb der Städte ballten, bis schließlich in die Städte des Erdöls. Jene Geschichten, die al-Zafiri erzählt, changieren zwischen dem Kulturschock im Angesicht der Moderne und den Ambitionen einer Generation von Bidoon, die in einer aufstrebenden Gesellschaft aufgewachsen sind, die offenbar viel pluralistischer, viel weniger ausschließend war, als es die heutige ist. Dieser Wendepunkt im Leben der Bidoon bildet ein wiederkehrendes Motiv in den Texten bidoonischer Literat*innen: sei es bei Al Zafiri oder seinem Zeitgenossen Kareem Alhazzaa, bei Lyrikern wie Dakhil al-Khalifa, Sulaiman Alfraih oder Ahmad Al Dosari; und selbst bei einem jungen Romancier wie Khaled Turki findet sich das Motiv wieder. Doch weisen diese literarischen Narrative oft nur in eine einzige Richtung. Ihr Fokus liegt auf einer Form von Zugehörigkeit, die so romantisch wie problematisch ist. Diese Zugehörigkeit kommt besonders stark in der Figur des Bidoon-Soldaten zum Ausdruck, der 1967 im Sechstagekrieg, 1973 im Jom-Kippur-Krieg und am besten auch noch

im zweiten Golfkrieg gedient hat – Loyalität und Patriotismus in Reinform. Dasselbe Motiv findet man auch in den Narrativen des Staates und der herrschenden Klasse häufig wieder. Dort wird es wiederum instrumentalisiert, um die Bidoon als gekaufte Söldner hinzustellen.

3

Im Exil habe ich aus der Golfregion stammende Menschen mit verschiedensten Hintergründen kennengelernt; Schriftsteller*innen mit indischen, iranischen, ägyptischen und palästinensischen Wurzeln. Manche von ihnen schreiben auf Englisch, obwohl sie am Golf geboren und aufgewachsen sind, bevor es sie irgendwann aus unterschiedlichen Gründen ins Exil verschlagen hat. Sie bezeichnen sich als »Autor aus Abu Dhabi« oder »Lyriker aus Dubai« und können mitunter gar kein Arabisch. Durch die Lektüre ihrer Texte, die einen völlig anderen Golf abbilden, wurde mir klar, dass auch meine eigene Vorstellungswelt einem nationalistischen Literaturbegriff aufgesessen ist. Offenbar ist es den staatlichen Institutionen der gesamten arabischen Welt geglückt, den Begriff der nationalistischen Literatur zu zementieren. Eine ausschließlich von Staatsbürger*innen ausnahmslos auf Arabisch geschriebene Literatur, die mit der Identität und dem Narrativ des Staates über sich selbst verschmolzen ist – und nicht mit der Geografie, die ja der eigentliche Inkubator jeder kreativen Handlung ist. Das System Nationalstaat wurde der arabischen Welt, beziehungsweise vermutlich sogar der gesamten »Dritten Welt«, in stets derselben Betonform übergestülpt: Willst du einen Staat erschaffen, so musst du dir zuerst eine Folklorekultur, eine Literatur und ein nationales Trachtentum zulegen. Das liegt in der Natur der Sache, nur so kann die Lüge Realität werden. Gamal Abdel Nasser sandte seine Spezialkomitees in die gesamte Golfregion aus, wo sie ihre Maßnahmenpläne und Formate umsetzten, auf dass man sie weitergebe, von einer Generation zur nächsten, und die Bürger*innen sie stolz und treuherzig bewahren. Bei diesen aggressiven Feldzügen gab indes keiner den Migrant*innen, den Bidoon oder welchen Gestrandeten oder Durchziehenden auch

immer die Möglichkeit, sich mit ihren Kulturgütern einzubringen. Ich bin groß geworden in einem Land, in dem das Staatsfernsehen nach dem zweiten Golfkrieg die Namen palästinensischer und irakischer Künstler*innen regelmäßig aus dem Abspann von Serien oder TV-Programmen schnitt. Ganze Filmszenen »aus deren heimischer Kultur« wurden zensiert – waren sie doch das Werk oder die Repräsentation des neuen Feindes. Kassetten von Kazim as-Sahir und Yas Khidr reichte man sich unter dem Tisch herum, als handle es sich dabei um Haschisch oder Alkohol. Nach der Besetzung des Iraks im Jahr 2003 wurde an kuwaitischen Nationalfeiertagen plötzlich anders gefeiert. Autos drängten sich die Strandpromenade entlang, aus den Autoradios wummerten irakische Lieder in voller Lautstärke. Gott, das war der Inbegriff von Freiheit: irakische Lieder auf offener Straße zu hören.

Über das fünfbandige Romanwerk *Salzstädte* von Abdalrachman Munif schrieb der indische Autor Amitav Ghosh einen brillanten Essay mit dem Titel *Petrofiction*, in dem er das Projekt der Literatur in der Golfregion komplett auseinandernimmt. Ghosh erklärt, dass die Literatur zu keiner Zeit und an keinem Ort wirklich gewusst habe, wie sie mit der Entdeckung des Erdöls umgehen soll. Jenen Rohstoff zu extrahieren, der das Gleichgewicht der Weltmächte ein für alle Mal umgewuchtet hat, erfolgt an abseitigen Orten, solchen, die außerhalb des Blickfelds der Menschheit liegen. Jener Rohstoff wird auf fiktiven Märkten vertrieben, über die wir nichts wissen, außer, wie der Kurs steht, weil sie das in den Börsennachrichten sagen. Ghosh führt aus, dass Munifs *Salzstädte* der bisher einzige Versuch gewesen sein dürfte, jenes monströse Aufeinandertreffen von Erdöl und Mensch literarisch zu erfassen, das sich zudem noch im äußerst schroffen Terrain des Golfs vollzieht, einer Region, in der die Geschichte ihre gängigen Entwicklungsphasen vom Feudalismus zur industriellen Revolution einfach übersprungen hat, um schnurstracks in den Erdölkapitalismus überzugehen. In Munifs Roman wird deutlich, wie sich der Golf von einer Geografie aus kleinen, zwischen den beiden Ufern der Wüste und des Meeres verstreut lebenden Gemeinschaften hin zu Staaten und Städten verwandelt hat. Städte, die schneller wuchsen, als dass die Lungen der Geschichte sie hätten aufnehmen können. Wann immer

man die Seiten eines Romans aufschlägt, der vom Golf handelt, fällt auf, wie riesig, wie dunkel und schweigend, der Abgrund ist, den das Erdöl oder die Moderne hinterlassen. Weil jedes literarische Werk aus der Beschreibung ländlicher Idylle direkt in die herausfordernden Problemwelten des modernen Lebens springt. Was aber geschieht mit der Leerstelle dazwischen, mit jenem Ökosystem, das mittendrin verloren geht – wenn die Wüste gestern noch dein Wohnzimmer war und du einen Tag später Gefangener eines Betonklotzes bist? Gar nichts geschieht damit. Diese befremdliche Unvereinbarkeit bescherte denjenigen, die die Region zu einem Spielplatz für Amerikaner machen wollten, natürlich ein leichtes Spiel. Dass Munif sie im ersten Teil seines Fünfteilers thematisiert, rechnet Ghosh ihm als klugen Zug an, bloß um ihm im zweiten Teil sein Versagen zu attestieren: Hier nämlich knickt Munif punktgenau vor der Dichotomie *Staatsbürger*innen* – *Neuankömmlinge* ein, wobei er letztere, die ja per se erstmal Parias sind, als Repräsentant*innen des Systems dastehen lässt, die den Bürger*innen – über das Projekt Erdöl – nach dem Land und der Freiheit trachten. Womöglich steht Munifs Versagen hier exemplarisch für das Versagen der gesamten Literatur der Golfregion bis heute. Für jenes Unvermögen, das historisch dominante Narrativ zu erschüttern, das dort konstruierte Gegensatzpaar *Staatsbürger*innen versus »die Anderen«* zu überwinden und sich von der Lüge der nationalistischen Literatur zu befreien, die in Wahrheit noch nie dabei geholfen hat, Kultur zu schaffen, weder vor noch nach der Entdeckung des Erdöls.

Heute sehe ich die Bidoon-Literatur als Chance, gegen den Strom anzuschreiben. Zumal wir nun einmal in dieser Dreiecksbeziehung feststecken: Erdöl, Nationalstaat, Leerstelle der Geschichte. Dass Autor*innen das Schreiben immer wieder auf eine Aufgabe der reinen Repräsentation reduzieren, also darauf, den Marginalisierten eine Stimme zu geben, wird uns nicht weiterbringen. Nicht in Bezug auf die Anerkennung von Minderheitenliteratur, die wir uns ja wünschen, und schon gar nicht in dem Bestreben, die nationalistische Literatur in ihren Grundfesten zu erschüttern. Die Bidoon haben die Fähigkeit – und dieses Potenzial teilen sie mit den Migrant*innen –, die Vorstellungskraft zu erweitern, den Narrativen der Dominanzkultur zu

trotzen und das brutale Aufeinandertreffen von Erdöl und Mensch neu zu begreifen. Sie können die Beziehung zwischen den Menschen und dem Raum, in dem sie leben, freier werden lassen. Heute strebe ich nicht nach einem Bindestrich, den ich mir zwischen zwei Identitäten klemmen kann. Einfach, weil ich nicht daran glaube, dass dieses Interpunktionszeichen einen Ort schaffen wird – für Romane wie die von Ibrahim Abdel Meguid, Sonallah Ibrahim, Ghassan Kanafani, Mohammad Assaad, Huzama Habayeb, Yachya Yachluf, Walid Abu Baker, Ahmad Zein oder von all den anderen arabischen, südasiatischen, afrikanischen Autor*innen, die in der Golfregion gelebt oder über diese geschrieben haben, die Reihe ließe sich endlos fortführen. Was ich dagegen sicher weiß: Ich wäre in der Lage dazu, jene Wände auseinanderzunehmen, hinter denen sich die nationalistische Literatur verschanzt hält. Einschließlich derer, die von den Räumen profitieren. Ich wäre dazu selbst dann imstande, wenn ich lediglich mit einem Löffel bewaffnet wäre.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.

Notizen einer vermoderten Revolution

Rim Benjeb



Es fällt mir nicht leicht, Vater, mit dir durch die Seiten der Vergangenheit zu blättern und dabei jene Ereignisse durchzugehen, die Brandflecken auf meinem Herzen hinterlassen haben.

Zwölf Jahre ist es her, aber ich habe nie vergessen, wie du mich vor dem Gymnasium geschlagen hast, weil ich mit meinem Freund Hossam nach dem Angriff auf Gaza im Jahr 2009 eine Palästina-Demo organisiert hatte. Hunderte Schüler*innen drängten sich durch die Straßen unseres abgelegenen Dorfes, skandierten Sprechgesänge, erst gegen die israelische Besatzung, dann, immer ergriffener und mutiger, gegen die tunesische Polizei und den Staatspräsidenten. Ich bin es gewesen, die

diese Demo anführte, übermütig, außer mir vor Stolz, voller Adrenalin, das meine einzige Waffe war. Über mögliche Konsequenzen, etwa die Gefahr, vom Gymnasium zu fliegen oder ins Gefängnis zu kommen, machte ich mir keinerlei Gedanken.

Eine Woge der Leidenschaft und Wut hatte unsere kleinen Körper erfasst. Lauter und lauter schrien wir nach Freiheit. Irgendwann beschlossen ein paar von uns, zum Ausgangspunkt vor dem Schulgebäude zurückzukehren, um noch mehr Leute für den Marsch zu gewinnen. Als ich vor einer Gruppe von Schüler*innen stand und ihnen erklärte, wie wichtig es sei, dass sie sich uns anschließen, war der Platz bereits von Polizeiautos umstellt. Derlei Gebärden, die Bedrohungen und Schlagstöcke, schüchterten uns keineswegs ein. Tapfer harrten wir vor der Schule aus.

Damit, dass aus dem herbeistürmenden Pulk plötzlich du heraus-treten würdest, hatte ich nicht gerechnet. Du hast mir eine schallende Ohrfeige verpasst, mich beschimpft. Nach mir getreten hast du, meine blaue Schuluniform zerrissen. Dass ich dabei keine einzige Träne vergoss, machte dich wohl erst recht wütend. Du hast mich an den Haaren gepackt, mich zu Boden gezerzt, du hast mir auf den Kopf, den Bauch geschlagen. Ein sadistisches Spektakel, das die Eitelkeit der Polizisten sichtlich befriedigte. Meinen Freund*innen jedoch, die hilflos dabei standen, blutete das Herz.

Schließlich hat sich der Polizeidirektor eingeschaltet. Er bat dich, von mir abzulassen. »Lass es gut sein, Rejeb. Es ist genug, sie hat's kapiert. Sie macht das sicher nicht nochmal.«

Meine Antwort darauf hat keiner von euch erwartet: »Ihr Hunde Ben Alis!«

Perplex schlugst du nochmals zu, immer wieder, immer härter. In diesem Moment habe ich die widersprüchlichsten Dinge gefühlt. Einmal heftige Schmach, jetzt, wo sich offenbart hatte, dass du mit diesem geifernden Hunderudel unter einer Decke stecktest, im gleichen Augenblick aber auch glühender Stolz: Ich, deine Tochter, hatte dich am wunden Punkt erwischt, und ich hatte dich in die direkte Konfrontation mit der Staatsmacht gezwungen. Du wiederum hast für dich die Wahl getroffen, mich zu schlagen, wohl um mich davor zu bewahren,

dass ich von der Schule und direkt ins Gefängnis geworfen würde, bloß meine Würde hast du dabei nicht geachtet.

Meine Würde, Vater, die Form annimmt, die ich immer besser verstehe, seit diesem Tag.

Mein Blick fiel ständig aufs Handy, das auf dem Bett lag. Ich griff danach. Fokussierte all meine Kraft darauf, mich aufzuraffen und dich endlich anzurufen, tat es aber doch nicht. Mit einer Gruppe von Freund*innen hatte ich beschlossen, einen Podcast zu produzieren, zum Thema Angst unter der Ben-Ali-Diktatur. »Selbst die Wände haben Ohren« – so haben wir es erlebt. Hinter verschlossenen Türen über Politik zu plaudern war damals ein Riesending für uns. Der jüngeren Generation, welche die Diktatur nie miterlebt hat, sind derlei Gedanken ebenso fremd wie die unterschwellige Angst, mit der wir gelebt haben.

Ich war ziemlich durcheinander und nervös, denn einer der Menschen, die ich für den Podcast interviewen wollte, warst du.

»Hallo? Na, Papa, wie geht's?«

»Hallo Liebes. Danke, gut. Und dir, was macht das Autofahren?«

»Die Straßen sind der reinste Horror. Die Menschen fahren wie die Verrückten.«

»Keine Angst. Fahr einfach ganz langsam und lass dich nicht hetzen.«

»Den Seitenspiegel habe ich auch schon zerdeppert. Ich glaube, ich bin einfach nicht der Typ fürs Autofahren.«

»Ach was, das ist Lehrgeld.«

Eigentlich ist es gar nicht meine Art, ewig um den heißen Brei herumzureden. Lieber komme ich zügig zur Sache. Nun war mir geradezu behaglich zumute, beim Reden über Automechanik, Verkehrsregeln und Verkehrsschilder. Eine volle Stunde haben wir damit zugebracht, über die Rolle der Verteilerkette im Automotor zu fachsimpeln. War sie nun aus Kunststoff oder doch aus Metall? Keiner von uns besitzt tieferegehende Kenntnis über diese komplexe Materie, das hielt uns aber nicht davon ab, uns darüber in die Haare zu kriegen und wie die Hühner zu krakeelen. Zum tausendsten Mal hast du mir dann vom einzigen Au-

to erzählt, das du je besessen hast, damals, in den Siebzigern, als du ein berühmter Fußballspieler in El Kef warst. Das war dein *Renault 17*. Du sprachst gerade von Herrn Fauzi, dem Meister und geistigen Vater aller Automechaniker, der dein Freund gewesen ist, der ganze Generationen von Autos vor dem sicheren Tod rettete, indem er Frischblut in ihre klapperigen Motoren pumpte – da fiel ich dir ins Wort.

- »Sag mal, Papa – hattest du eigentlich Angst zu Ben Alis Zeiten?«
- »Klar, so wie jeder andere auch. Vor Spitzeln hatte ich Angst. Besonders, wenn ich zum Beten in die Moschee ging. Oder wenn ich meine Mitgliedschaft bei der DMG erneuern musste.«
- »War das Angst oder Wut?«
- »Weiß nicht. Beides, schätze ich. Mit der Partei wollte ich nichts zu tun haben. Aber meine Arbeit hat mich dazu gezwungen.«

Bevor mein Vater in Rente ging, war er Beamter gewesen, in der *Moatamidiya*, einer Abteilung des Innenministeriums, die die Belange des Distrikts regelt, in dem wir wohnten. Mein Vater arbeitete direkt mit dem *Moatamid*, dem Distriktsverwalter. Der wiederum stand unmittelbar unter der Aufsicht des *Wali*, des Regionalgouverneurs. Vor der Revolution unterteilte sich die tunesische Verwaltungsordnung in drei Grundebenen: Die *Wilaya*, sprich, die Provinz, mit dem *Wali* an der Spitze; die *Moatamidiya*, also der Distrikt, den der *Moatamid* verwaltet; und die *Amada*, die Gemeinde, die vom *Omda* regiert wird, dem Bürgermeister. Der *Moatamid* hatte über seinen Distrikt uneingeschränkte Befugnisse, was unter anderem bedeutete, dass er sich in jede erdenkliche Sache einmischen konnte, ohne sich dafür erklären zu müssen – innerhalb seines Fleckchen Lands war er immerhin ein direkter Vertreter der Staatsmacht und deren eiserner Faust! Ernannt wurde man für all diese Ämter ausschließlich aufgrund der eigenen Parteitreue, der Loyalität zur DMG, der *Konstitutionellen Demokratischen Sammlung*. Ob man dagegen administrative Kompetenzen vorzuweisen hatte, etwa bei der Handhabung von Regierungsgeschäften oder in der Umsetzung entwicklungspolitischer Pläne, spielte als Auswahlkriterium keine Rolle.

An diesen Hierarchien ist die Revolution nicht spurlos vorbeigegangen. Heute sind die Lokalregierungen stärker. Gewählte Gemeinde-

räte halten den *Moatamid* bei dessen Machtausübung in Schach. Er wird aber auch heute noch anhand seiner Parteitreue ernannt. Dank weitreichender Befugnisse ist es noch immer er, der über sein Volk regiert.

Mein Vater war ein äußerst gewissenhafter Beamter. Sein ganzes Arbeitsleben hatte er der Verlockung durch Bestechungsgelder, Geklüngel und Parteintrigen widerstanden. All seine Energie und all seinen Elan setzte er dafür ein, denjenigen Sozialhilfe zuzusichern, die auf sie angewiesen waren. Und obwohl er gezwungen war, seine Mitgliedschaft regelmäßig zu erneuern, hasste er die Partei und ihre Repräsentanten im Dorf. Er hatte schon immer ein miserables Verhältnis zu ihnen. Sie ließen keine Gelegenheit aus, um ihn schlechtzumachen. In ihren Augen war er ein lästiger kleiner Rebell, den man besser loswerden sollte. Sie schrieben Berichte über ihn, in denen sie mal behaupteten, er sympathisiere mit den Islamisten, weil er zum Beten in die Moschee ginge oder weil er Spinat und Petersilie bei einem Gemüsehändler kaufte, der verdächtigt wurde, der Nahda-Bewegung nahestehen; dann wieder behaupteten sie, er wäre ein verkappter Kommunist, weil er gelegentlich mit einem linken Geschichtsprofessor im Café saß und Backgammon spielte.

Und so hatten sie am Tag der Schülerdemo ihre goldene Chance gewittert, meinen Vater endlich aus dem Verkehr zu ziehen. In heller Aufregung rannten sie zum *Moatamid*, um ihm brühwarm von dem Skandal zu berichten: »Rejeb's Tochter führt Demos an und beleidigt das Regime!« Leider aber hatte ich den Sohn vom Chef des Parteibüros ebenfalls überredet, mit uns zu marschieren. Er hatte uns sogar Parolen vorgerufen, die wir ihm nachriefen. Diesen Umstand machte mein Vater sich später zunutze, um die Sache zu bereinigen. So hatten sie keine andere Wahl, als die Anklage fallenzulassen – schließlich hatte der Mustersohn mit mir unter einer Decke gesteckt.

Aber, Vater: Du warst so brutal zu mir, als die Polizei zusah. Bis heute hast du dich nicht bei mir entschuldigt, und bei unserem letzten Telefonat fehlte mir die Kraft, diesen Brandfleck in unserer Geschichte anzusprechen – zusammen mit meinen Wunden, die zu unübersehbaren Narben gewuchert sind. Du bist älter geworden, Vater. Als hitzköpfige Frohnatur, die du immer noch bist, trotzst du der Siebzig. Aber auch

ich bin älter geworden. Ich bin nicht mehr das kleine Mädchen mit dem kurzgeschorenen Schopf, das ein Kleidchen trägt, das die Märchenbücher der *Grünen Reihe* gierig verschlingt. So viele Ströme sind unter dieser Brücke durchgeflossen, und jetzt bin ich dreißig Jahre alt. Dreißig Jahre voller Enttäuschungen, genug, um mir das Kreuz zu brechen. Ich bin nicht mehr das Mädchen, das über weite Felder rennt, das Aprikosen klaut, das bei den Nachbarn Sturm klingelt, um gleich darauf wegzurennen. Jetzt bin ich eine Frau; mit Schwabbelkörper und Hängebussen, nur die Falten sitzen fest. Angst verzehrt mich, Einsamkeit bringt mich um. Niemand klopft an meine Tür, und ich vergrabe den Kopf im Kissen, um dein Gesicht an der Wand nicht sehen zu müssen. Deine Tochter ist jetzt groß. Du kannst ihre Würde nicht mehr mit Füßen treten, du kannst sie nicht mehr schlagen.

Am Vortag meines Aufbruchs, ehe ich das Dorf verließ, um zum Studieren in die Hauptstadt zu gehen, hast du mit mir geschimpft. Du hast dabei Dinge gesagt, die mir bis heute nicht aus dem Kopf gehen wollen (der im Übrigen bald platzt): Du flehdest mich an, mich in Gottes Namen keinem Studentenverband anzuschließen. Du batest mich, bloß noch ein klein wenig Geduld mit dir zu haben, dann hättest du alle Vorkehrungen getroffen, damit ich ins Ausland gehen und fortan von der anderen Seite des Meeres aus Politik treiben könnte. Aber ich war nicht brav. Ich habe nicht auf dich gehört. Stattdessen bin ich mit meiner Freundin Asmaa von Fakultät zu Fakultät gezogen, habe an sämtlichen öffentlichen Versammlungen des *Allgemeinen Tunesischen Studentenverbands* teilgenommen und ihn durchweg unterstützt, bei jeder Aktion. Ich habe mit meinen oppositionellen Freund*innen in Cafés gesessen, über politische Fragen diskutiert, über Spitzenpolitiker gelästert. Eine Revolution, *tabula rasa*: Wir wollten uns unabhängig versammeln, in der Öffentlichkeit, ohne uns zu verstecken. Die Blogger*innen-Generation hat gegen die Zensur im Internet einiges bewirken können. Der Mut, die Solidarität und die Integrität, welche die jungen Blogger*innen angesichts unseres gemeinsamen Feindes an den Tag legten, beeindruckten mich weiterhin zutiefst. Nie werden wir all die Facebook-Kampagnen vergessen, wie #wegmitammar404, #verpissteuch und #1briefanipolitiker. Nie werden wir den Blogger

Zouhair Yahyaoui vergessen, den man in Ben Alis Gefängnis zu Tode gefoltert hat. Nie werden wir Lina Ben Mhenni vergessen, eine Ikone des Freiheitskampfes, die vor weniger als einem Jahr aus dem Leben geschieden ist.

Warum hast du mich nie bei der Hand genommen? Mich nie darin bestärkt, meinen eigenen Weg zu finden? Nie zu mir gesagt, dass ich mich vor nichts zu fürchten brauche? Wieso hast du mich nie umarmt? Nie im Leben, Vater, kein einziges Mal?

Ist Tunesien a) eine Republik, b) ein Königreich, c) ein Zoo oder d) ein Gefängnis? So lautete der Titel eines satirischen Beitrags, der auf Zouhair Yahyaouis Blog *TUNeZINE* als Reaktion auf Ben Alis Verfassungsreferendum erschienen war, mit dem dieser 2002 seine Amtszeit verlängert hatte. Es ist bitter, und es macht wütend, dass man sich zehn Jahre nach der Revolution noch immer dieselbe Frage stellt. Dabei ist die Antwort doch klar: Tunesien ist eine Brutstätte der Korrupten, der Speichellecker, der Antidemokraten und der Idioten. Tunesien ist ein Großraumgefängnis für Frauen, für queere Personen, für Jugendliche mit Träumen, für Menschen mit Behinderung, für schwarze Menschen, für Kinder. Wir sind Fremde im eigenen Land. Wir gehören nicht dazu. Nichts hier spiegelt uns wider. Nichts erinnert an den Zauber der Anfänge. Alles vermittelt uns: Geht doch ins Ausland. Zehn Jahre nach der Revolution für Freiheit und staatsbürgerliche Würde leben wir weiter in bitterer Armut. Niedergedrückt von einer allgegenwärtigen Depression, die uns die Seele zersetzt und die Haut versengt, haben wir Selbstmordgedanken. Wir leben in einer gestörten, unsicheren Gesellschaft, die einen jeden Menschen öffentlich verurteilt, der sich nicht auf dem rechten Pfad der Frömmigkeit bewegt. Unsere Richter sind wütend, unsere Parlamentarier suizidal, und unser Präsident ist ungefähr so zahnlos, wie er hilflos ist. Proteste und Streiks gibt es in fast jedem Sektor, dazu eine Wirtschaft, die am Boden ist und eine Politik, die von Gewalt und Feindseligkeit geprägt ist. Wir haben eine Revolution gemacht, um die alten Wächter fortzujagen, doch sie sind zurückgekehrt, sind in unser Privatleben eingedrungen, haben unser Parlament gestürmt. Wir haben eine Revolution gemacht, in der Blut geflossen ist, damit wir in Würde leben können, doch am Ende haben wir nichts als

Verarmung und Marginalisierung geerntet. Wir haben Revolution um der Revolution willen gemacht, und wir werden es wieder tun: um der Revolution willen.

Zehn Jahre ist das jetzt her. Wir haben ein repressives Polizeiregime gestürzt, wir haben einen Übergangsweg bestritten. Wir haben zweifellos vieles erreicht. Aber wir haben unterwegs auch reichlich Enttäuschung erlebt, die unseren Elan ausbremste. Allmählich begann unsere Revolution zu vermodern. Schuld daran waren die schlechten ökonomischen und soziokulturellen Bedingungen. Unser Herz schlägt trotzdem weiter – gleicher Takt, wie gehabt –, und eigentlich gäbe es doch so vieles, das von uns Zuwendung und konkreten Widerstand verdient hätte. Derweil sind die jährlichen Jubiläumsfeiern der Revolution zu faden Volksfesten verkommen, mit eintönigen Reden und abgedroschenen Slogans. So hat die *Allgemeine Tunesische Arbeiterunion*, gemeinsam mit vielen anderen zivilgesellschaftlichen Organisationen, zum 18. Dezember auch letztes Jahr wieder zu einer Großkundgebung vor dem Parlament aufgerufen. Es war der zehnte Jahrestag der Tunesischen Revolution, und man wollte ein Zeichen setzen: gegen die Gewalt, die gegenwärtig im Parlament grassierte. Auch *Falqatna*, eine von wütenden Feminist*innen der jüngeren Generation gegründete Bewegung, hatte zum Protest aufgerufen: »Unsere Straßen sollen ihre Politik erschüttern!« Doch als der 18. Dezember da war, skandierten die Massen in Le Bardo, einem Vorort von Tunis, ihre Sprechgesänge nicht etwa vor dem Parlament, sondern gut hundert Meter entfernt, sie demonstrierten vor dem Postamt. Als wir das sahen, hat es uns die Sprache verschlagen. Der stellvertretende Generalsekretär der Tunesischen Arbeiterunion, Samir Cheffi, hielt dort eine schrecklich monotone, im Kreis eiernde Rede. Es wollte mir nicht in den Kopf, dass wir es zehn Jahre nach der Revolution nicht hinbekamen, vor dem Parlament zu demonstrieren. Meine Freundin Dschawaher und ich waren außer uns vor Wut, wir fingen an, mehr oder minder hysterisch zu schreien. Dschawaher hielt eine Tafel hoch, auf die sie mit Kreide geschrieben hatte: »Wieso stehen wir eigentlich vor dem Postamt?«

Ein paar junge Leute gesellten sich zu uns, gemeinsam bildeten wir einen kleinen Chor der Empörten. Dann setzten Dschawaher und ich

uns ab. Wir dockten an ein paar Freundinnen an, die weiter hinten bei einer Gruppe junger Männer und Frauen von der antifaschistischen *Falschen Generation* standen. Wir verschmolzen zu einem Pulk, schrien: »Keine Podien, keine Reden! Unsere Straße, unsere Wut!« Später beschlossen wir, im Alleingang auf das Parlament zuzusteuern. Auf halber Strecke ließ die Polizei uns nicht weiter. Wir waren nur eine Handvoll Leute; mit den Hunderten Polizisten, die den Platz umstellt hatten, aneinanderzugeraten, war keine Option. Klein begeben wollten wir auch nicht. Wir blieben also stehen und schrien:

- »Feministische Revolution – Queere Revolution!«
- »Arbeit, Freiheit, staatsbürgerliche Würde!«
- »Gleichberechtigung und Dezentralisierung, für Frauen und die Provinz!«
- »Geknechteter Bürger, nimm dich in Acht! Unterdrückung und Hunger sind an der Macht!«
- »A.C.A.B.«
- »Gegen Reaktionäre und Besatzer hilft nur eines und zwar Kampf!«
- »Keine Angst, keine Panik, die Straßen gehören uns«
- »Das Volk will den Sturz des Regimes!«

Als ich wieder zu Hause war, steckte mir ein fetter Kloß im Hals. Wir hatten es nicht einmal fertiggebracht, vor dem Parlament zu demonstrieren. Traurigkeit drückte mir auf den Schädel wie Blei, ein Heulkampf packte mich. Erfolglos suchte ich eine Aspirin-tablette gegen das Kopfweh, als mein Handy klingelte.

- »Hallo, mein Kind. Ich habe auf deinen Anruf gewartet. Du meinstest doch, du willst von mir heute Aufnahmen machen?«
- »Entschuldige, Papa. Habe ich total vergessen. Ich war auf einer Demo. Und jetzt will ich, glaube ich, erstmal mir selbst zuhören.«

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.

Ein Meer überreifer Kirschen

Ghady Kafala



Auf einem durchgesehenen Schaumstoffsofa, vor dem sich Essensreste und Fast-Food-Schachteln türmen, sitzt meine Familie und starrt auf den Fernseher. Gerade wird der *Moment des Sieges* übertragen, oder der *Moment des Verbrechens*, je nachdem, wie man's betrachtet. Ein *Splatter*, unterlegt mit Kreischen, welches gelegentlich von Allahu-Akbar-Rufen und Freudenträllern unterbrochen wird. Es ist die opulente Szene des späten Ruhms einer Epoche, die ganze acht Monate andauert hat, an die man sich später als *Sieg der Revolution* erinnern wird.

Der Boden ist mit kreisrunden Blutlecks besprenkelt. Was aussieht wie ein Meer überreifer Kirschen, die am Ende einer reichen Ern-

tesaison hastig gepflückt worden sind, dient jetzt als Hintergrundbild, über dem, knapp und unmissverständlich, eine Eilmeldung erscheint: »Muammar al-Gaddafi, das libysche Staatsoberhaupt, ist tot«. Augenblicklich bricht Jubel aus. Tränen schießen, rinnen über die Wangen, Freudentränen, manch einer pinkelt sich in den Pyjama vor Glück. In unseren kühnsten Träumen hätten wir uns nicht ausmalen können, dass wir jenen Mann einmal so sehen würden.

An jenem Tag wussten wir nicht, wie wir mit der Situation umgehen sollten. Die Freude, die uns zuallererst übermannt hatte, hielt nur solange an, bis Unsicherheit die Kontrolle übernahm. Alles schien ungewiss. Ich hatte mich damals noch nicht als diejenige gefunden, die ich heute bin: jene Person, die für individuelle Freiheiten einsteht; dafür, dass Frauen – mit ihrem Leben, mit ihrem Körper – alles machen dürfen, was sie wollen; dass sie sich selbst aussuchen können, welcher Arbeit sie nachgehen wollen; dass sie der ständigen Stereotypisierung entkommen. Das Selbstverständnis meiner Familie war gleichermaßen konservativ und modern. Angesichts jener speziellen Mischung hatte sie sich nie offen ausdrücken können. Als plötzlich eine neue Ära anbrach, über die wir noch überhaupt nichts wussten, da konnte sie es erst recht nicht.

Für mich hatte die Zeit der Revolution etwas von einer unbequemen Yoga-Stellung, die es auszuhalten galt. Innerlich suchte ich verzweifelt nach etwas, das imstande war, meine schlummernden Gedanken wachzurütteln. Ich tastete dort nach dem fehlenden Bindeglied, das meine in alle Richtungen verstreuten Gedanken zu einem Ganzen zusammenfügen würde. Sobald ich es gefunden hätte, würde ich, so dachte ich mir, meinen Traum verwirklichen. Der ganzen Welt wollte ich es zeigen: all das Schöne und all das Hässliche in diesem Land. Im Journalismus vielleicht? Oder wer weiß, in der Literatur, im Theater? Womöglich mit einer Ausstellung sogar? Dort würde ich unsere ausgemergelten, eingesperrten Körper zeigen, an die vier Jahrzehnte lang kein Tageslicht gekommen war, oder sind es vier Jahrhunderte gewesen? Feststand, dass es vierzig Jahre oder länger keinen rechtsstaatlichen Rahmen gegeben hatte und auch keinerlei *Safe Space*, um sich darin auszuprobieren. Vierzig Jahre lang war der Fernseher ein Gerät, aus dem keinerlei Informa-

tionen herauskamen, diente das Radio einzig dem Zweck, bei Ausflügen im Kreis der Familie über das Geräusch der Stille ein geschäftiges Hintergrundrauschen zu legen. Was die Zeitungen betrifft: Die machten ihre Arbeit ganz okay – als saugfähige Unterlage für Familiensessen zum Beispiel, oder als praktisches Zubehör zum Fensterputzen.

Die Gefühlsachterbahn zur Zeit der Revolution war gewöhnungsbedürftig. Wir pendelten zwischen besinnungsloser Freude und elender Trauer. Weder ist die Revolution immer bloß traurig gewesen, noch war sie pure Freude. Auch der Demokratie- und Freiheitsrausch, der auf sie folgte, blieb nur für eine Weile, dann kamen Kater und Ernüchterung. Jene Ekstase herzustellen war anstrengend gewesen, der Weg zum Gipfel steinig. Kaum war sie jedoch da, war es unmöglich, den Zustand zu halten oder ihn erneut zu provozieren – es verhielt sich ähnlich wie beim weiblichen Orgasmus. Dann waren da noch diese ganzen neuen Wörter wie Zivilgesellschaft, Wahlen, Feminismus, kultureller Pluralismus et cetera. Sie machten uns verlegen wie fremde, unangemeldet hereinschneidende Besucher. Wir waren unsicher, wie wir sie empfangen, mit welchen Gesten wir sie aufnehmen sollten. Deswegen blieb es auch eine Rarität ohnegleichen, wenn ein solcher Begriff tatsächlich einmal positiv gemeint war. Viel häufiger wurde beispielsweise die Zivilgesellschaft in *Schlampen- und Perversengesellschaft* umgetauft, denn angesichts »solcher Interessengruppen und Anliegen, die sie mitunter vertrat!« hinterließ sie bei vielen eher den Eindruck, eine invasive Spezies zu sein. Oder die Wahlurnen! Eine genuin »westliche Erfindung«, die nun an die Stelle der »eigens für islamische Staaten konzipierten« Ratsversammlungen rücken sollte. Schlecht erging es auch dem Wort *feministisch*, ob es nun die Bewegung meinte oder eine Person oder bloß einen bestimmten Kleidungsstil. Wer Frauen in ihrem Recht auf Selbstbestimmung unterstützte, wer sie vor häuslicher Gewalt, vor Unterdrückung und vor Vergewaltigung in der Ehe schützen wollte, der war in den Augen vieler jemand, der gefährlich nah an der Zündschnur einer »unschönen Befreiungs- und Öffnungskultur« herumfuhrwerkete. Und das, so befand die sogenannte konservative Gesellschaft, ging entschieden zu weit.

Polternd war die Veränderung über unsere Leben hereingebrochen. Die Ernsthaftigkeit der Lage war mir am Anfang gar nicht bewusst. Mir war auch längst nicht klar, wie fern von allem Bisherigen die Ära sein sollte, die angebrochen war: »Libyen im Wandel«. Weder in meinem Umfeld noch in der Schule waren mir Konzepte wie Menschenrechte oder gar Frauenrechte je untergekommen. Von der simplen Tatsache, dass Menschen vielfältig sind, unterschiedliche sexuelle Identitäten oder kulturelle Prägungen und Hintergründe haben können, hatte ich ebenfalls noch nie gehört. Aus dem Geschichtsunterricht habe ich nichts als große Schlachten und beispiellose Heldentaten im Gedächtnis behalten, und vom Fach Biologie weiß ich bloß noch, wie wir einmal Missbildungen und Mutationen durchgenommen haben. Die Fächer Kunst und Musik galten als unnützer Firlefanz, weshalb sie bei jeder Gelegenheit ausfielen, zugunsten jedes beliebigen anderen Unterrichtsfachs.

Was meine schlummernden Ideen aus dem Dornröschenschlaf riss – das Moment also, wonach ich ewig gesucht hatte –, war schließlich der Bürgerkrieg im Jahr 2011. Dieser rüttelte meine Werte und Überzeugungen so heftig wach, dass ich anfang, mich sozial zu engagieren. Das Schreiben half mir, meine Werte zu verfeinern. Was die Zunge noch nicht artikulieren konnte, das formulierten meine Finger aus. Dass man alte Enttäuschungen recyceln kann, habe ich damals noch nicht gewusst. An meine erste Enttäuschung erinnere ich mich jedoch gut. Ich wagte es, mich für das Rückkehrrecht der libyschen Juden und Jüdinnen in der Diaspora einzusetzen. Es stand ihnen, so fand ich, das unantastbare Recht zu, sich in dieser neuen Phase am zivilgesellschaftlichen und politischen Prozess zu beteiligen. Schließlich hatten sie dieses Land nicht weniger als alle anderen Libyer*innen mitgestaltet, in den unterschiedlichsten Bereichen. Die Bewaffneten auf den Plätzen sahen das jedoch anders. Sie zögerten nicht, uns Zivilist*innen, die wir uns für die Rechte anderer einsetzten, zu bedrohen. Es passte ihnen nicht, dass wir plötzlich ebenfalls eine Stimme hatten. Dass wir sie ausgerechnet für Gleichberechtigung und Vielfalt einsetzten, die ja durch die Revolution überhaupt erst Möglichkeiten geworden waren, gefiel ihnen

schon gar nicht. Es schien ihnen nicht zu behagen, dass die Revolution auch uns das Daseinsrecht gegeben hatte.

Insgeheim genoss ich die Drohungen. Die davon freigesetzten Adrenalininstöße brachten mich in einen kribbeligen Zustand, den ich noch nicht kannte – ich möchte wetten, dass ihn noch nicht einmal jene neuen Revolutionäre kannten. Von der Revolution hatte ich nie erwartet, dass sie mir Garantien geben würde. Ich hatte ihr deswegen nichts vorzuwerfen. Ich selbst war es doch gewesen, die sie den abgehobenen und staubtrockenen Konzepten vorgezogen hatte, an denen wir uns abarbeiteten, wann immer wir davon träumten, einen Staat, eine Stadt oder ein geliebtes Dorf mitaufzubauen. Also blieb ich dabei, ich tat, was ich konnte und setzte mich für von Diskriminierung betroffene Gruppierungen in Libyen ein. Indem ich schrieb, wollte ich ihnen eine Stimme geben. Dass ich schrieb, hieß aber auch, dass diejenigen, die Leben, Liebe, Arbeit und Aktivismus bedrohten, mir beharrlich das Leben schwer machten, mich immer weiter in die Enge trieben.

Der zweite Bürgerkrieg im Jahr 2014 verschärfte die Situation. Wir haben uns nicht nur gespalten, in politische und ideologische Lager getrennt, haben einander nicht nur beschimpft, als Liberale, Muslimbrüder, Säkularisten et cetera; nein, der Krieg hat regionale Bruchlinien an die Oberfläche geholt. Es wurden Städte zerstört und deren Bewohner*innen in die Flucht getrieben. Es wurden Todesschiffe ausgesendet, deren Passagiere ertrunken sind. Von den Museen des Landes blieben uns nur die Ruinen. Die Revolution konnte jedenfalls nicht verhindern, dass der Tod eines einzelnen Mannes, aufgezeichnet und ausgestrahlt im Fernsehen, sich letztlich vertausendfachte, in den Kriegen, die darauf folgten. Ich glaube trotz allem, dass die Kriege, die über unser Land hereingebrochen sind, uns als Gesellschaft weitergebracht haben. Heute lernen wir einander viel offener kennen. Die Beziehungen, die wir führen, sind lebendiger und realistischer als vor dem Krieg. Ich muss oft an den Libanon denken. An den Bürgerkrieg dort und den Kunst- und Kulturboom danach. Wehmütig sehne ich mir eine libyische Nachkriegszeit herbei. Male mir aus, was für ein ausgeglichener Mensch ich dort sein würde. Jemand, der seine Gefühle und Träume mit anderen teilt, ohne Angst, ohne Reue, ohne Tadel.

Die grausigen Drohungen hatten erst kürzlich begonnen, da war die Gefahr auch schon bei vielen meiner engsten Freund*innen angekommen: Morde, Entführungen, Vergewaltigungen. Hastig verstaute ich meine Träume und Gedanken in einem mit tausend Schlössern versehenen Tresor, dessen Inhalt keiner erraten könnte.

Noch immer hast du uns keine Garantien gegeben. Revolution, wir fürchten uns vor dir.

An einer der Demonstrationen gegen die Entführungen und das gewaltsame Verschwindenlassen teilzunehmen, gehörte eigentlich zu den Dingen, die ich endgültig abgeschrieben hatte. Die von Aktivist*innen organisierten Kundgebungen wirkten jedoch so großartig, wunderbar, mitreißend, dass es jeden Schweigenden, jeden noch so Ängstlichen in den Beinen jucken musste, dort mitzulaufen. Wir wollten ebenfalls Gesicht zeigen, uns zusammentun. Die Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit, die unsere Anliegen auf diese Weise bekamen, zeigten ihre Wirkung. Also spielte ich die Gefahr herunter, die von den, alten oder neuen, Revolutionsgarden, von den Sicherheits- oder Irrsinnsgarden ausging, die uns, die wir von Freiheit, Gleichberechtigung und Chancengleichheit träumten, ihre Macht demonstrieren wollten. Aus den Fehlern meiner Freund*innen, die bereits vor mir leichtsinnig oder unvorsichtig gewesen waren, hatte ich offenbar nichts gelernt. Kurz darauf haben sich unsere Träume in Albträume verwandelt – als jene Revolutionsgarden ihre Macht bei den Autoritäten verfestigten. Was folgte, war eine düstere Zeit, die wir längst überwunden glaubten, auch das war aber wohl nur ein Traum.

Es ist deprimierend gewesen. Was wir jetzt wussten: Im Angesicht der Waffen war Schweigen mutig und Widerstand dumm. Würden wir erst einmal im kalten Verlies hocken, unter lauter nackten, hungrigen, verzweifelten Menschen, könnten wir unsere Unschuld vergeblich beteuern. Was wir jetzt verstanden: Der Autoritarismus verfügte über uns, mit allen Mitteln. Die Lage des Einzelnen war ihm völlig gleich.

Dennoch veröffentlichte ich im September 2017 ein paar Texte in einer Anthologie. Unter dem Titel *Shams 'ala Nawafidh Mughlaqa* (Deutsch: *Sonne auf verschlossenen Fensterläden*) wollten die Herausgeber*innen Khaled Mattawa und Leyla Naim al-Magharbi junge

literarische Stimmen des postrevolutionären Libyens versammeln. Eine Chance für mich, meine weggeschlossenen Gedanken wieder hervorzukramen: Mit welchen Widrigkeiten hatte man in Libyen als Angehörige*r einer religiösen Minderheit zu kämpfen? Was war mit all den anderen, die zwar keine Probleme aufgrund gesellschaftlich vererbter Identitäten haben mochten, die sich aber dennoch nicht frei ausdrücken durften und daher Doppelleben führten, weil sie, beispielsweise, queer waren oder sich der Gothic-Szene zugehörig fühlten oder einfach nur, weil sie außerhalb gängiger Konventionen leben wollten. Sie alle hatten vom breiten Spektrum der Bevölkerung Probleme zu befürchten. Meine Texte erschienen neben vielen anderen in einem gelben Buch. Dieses stieß in der Öffentlichkeit auf – gelinde gesagt – wenig Beifall. Bald schon hieß es, die Texte seien eine Schande. Das befanden sowohl die Autoritäten, als auch die Leserschaft und die breite Öffentlichkeit. Sie waren empört. Mir blieb, so schien es, nichts Anderes übrig, als mich den Regeln und der Politik des Landes zu fügen. Meinungsfreiheit und Recht? Ja, bitte. Aber nur innerhalb der engen Grenzen dessen, was als sittlich, gesellschaftlich akzeptabel und anständig galt.

In jenem Moment versuchte ich weder, mich an irgendwelchen Ideen festzuklammern, noch wollte ich eine neue Yoga-Position zum Aushalten finden. Für den Luxus, darüber zu grübeln, was als Nächstes zu tun war, blieb mir ohnehin keine Zeit: Asyl suchen, ja oder nein? War Auswandern der Weg – oder das Ziel? War Demonstrieren ein Recht – oder ein Zugeständnis? War Revolution eine Pflicht – oder eine moralische Empfehlung? Ich kam nicht weiter, ich konnte mich einfach nicht entscheiden. Lag ich richtig – oder war ich auf dem Holzweg? Mich beschlichen schreckliche Zweifel. Verdienten meine Anliegen überhaupt, dass ich mich für sie einsetzte? War Pluralismus wirklich die Voraussetzung für eine gesunde Gesellschaft? War Feminismus wirklich eine integre Bewegung? Oder war er doch bloß eine Art Edelprostitution? Keine Antwort überzeugte mich mehr. Nur mein Hingezogensein zur Revolution war noch intakt. Die Vorstellung an sich war einfach zu verlockend.

Die Anthologie verursachte großen Aufruhr. Fünfundzwanzig junge Männer und Frauen ernteten Empörung und Hetze. Der Zufall, dass sie ausgerechnet in diesem Land, ausgerechnet unter diesen Umständen geboren worden waren, wo es die Freiheit, sich auszudrücken und die Ideen und Traditionen der Gesellschaft zu kritisieren, nun einmal nicht gab, war ihr großes Pech.

Nicht alle Autor*innen, deren Texte in der Anthologie erschienen sind, mussten infolge der Veröffentlichung in ferne Länder fliehen. Manch einen hat das Nachbarland Tunesien mit offenen Armen empfangen – so auch mich. Tunesien, dessen Revolution wir alle so gebannt verfolgt hatten. Eine enorme Errungenschaft der tunesischen Revolution ist die Meinungsfreiheit. Womöglich ist es von allen Errungenschaften die einzig wahre, denn die Korruption der Herrschenden und ihre Kontrolle über die Ressourcen des Landes sind immer noch beim Alten.

Im Ausland machte ich also weiter mit dem Schreiben. Und wieder wollte ich meine Texte dafür einsetzen, marginalisierte Gesellschaftsgruppen sichtbarer zu machen.

Mit dem Exil kam ein neuer Lebensabschnitt. Einfach war es nicht, als Erfahrung war es jedoch ziemlich einzigartig. Die Ereignisse von 2011 bis 2014, und später die von 2017, haben mich weit, weit aus meiner Komfortzone herauskatapultiert – von der ich nicht einmal gewusst hatte, dass es sie gab! Aber nun fand ich mich außerhalb von allem wieder, was mir vertraut war. Arbeitsmöglichkeiten, sozialer Kontext, es war alles neu. Angst begleitete mich bei fast allem. Ich wusste nicht, wie mir ein Neuanfang gelingen sollte. Würde ich hier arbeiten können? Gab es ein soziales Netz, das mich auffangen würde? Wie würde das alles nur werden?

Ich fing an, meine Gedankenskizzen zu einem visuellen Rechercheprojekt weiterzuentwickeln. Es sollte die Geschichten von Libyer*innen darstellen, von Lebenden wie von Toten, und dabei mit Zitaten aus dem blutigen Bilderfundus des Krieges arbeiten. Mit diesem Projekt wollte ich das Gespräch über Dinge eröffnen, über die zu sprechen vielen schwerfiel. Vielleicht, weil es sie an die Rechte erinnerte, die man ihnen weggenommen hatte, oder an all die sinnlos verpuffte Energie oder weil

es sowieso lauter Erinnerungen hervorrief, die wehtaten. Das war es ja gerade. Mein Projekt sollte den Leuten einen Raum eröffnen, in dem es möglich wäre, über diese Dinge zu sprechen und dem eigenen Schmerz Luft zu machen.

Die Folgen der Revolution machen jedem zu schaffen, noch immer. Für mich persönlich ist die Revolution gut gewesen – trotz allem. Mir hat die Revolution die Chance geschenkt, viel Neues zu erleben und angesichts der anhaltenden Ungerechtigkeit nicht abzustumpfen. Das Recht auf Transformation hat sie mir gezeigt, und dass ich mich verändern darf, wann immer die Zeit dafür gekommen ist. Gebremst oder eingeschränkt in meinem Leben hat sie mich zwar nicht, eine bequeme Karriereleiter hat sie mir aber auch nicht gerade gebaut. Dieser Diamantschliff war das Beste, was mir passieren konnte – im Schlechtesten, was mir je widerfahren ist.

Die wiederholten Kriege hatten bei mir langfristig den Plan reifen lassen, aus Libyen auszuwandern. Mag sein, dass das der Plan der Schwachen ist, der Feiglinge und Kleingeister. Ich aber empfand es damals so: Libyen war für mich wie ein interessantes, abstraktes Etwas, das sich von innen heraus nur schwer überblicken ließ. Etwas, dem es gebührte, dass man einmal aus ihm heraustrat, um es gründlich zu betrachten, aus der Distanz. Libyen hätte eine ordentliche Runde Brainstorming verdient, bei der es vor lauter Ideen, Gedanken und konstruktiven Vorschlägen nur so brummt. Wir wären dabei wie Kinder, die ihrer Mutter Styling-Tipps geben und ihren Stil kritisieren. Ja, kritisieren – obwohl sie es war, die uns auf die Welt gebracht hat. Denn diese Mutter hat uns nicht nur das Leben geschenkt, sondern auch die Fähigkeit zur Verbesserung und Weiterentwicklung. Sie hat uns gelehrt, selbstbewusst auf festem Boden zu stehen. Hier, in Tunesien, mache ich von meinem Recht Gebrauch, Kritik an der Menschenrechtsmise-re in Libyen zu üben. Und wieder können die Lebensbedrohenden es nicht lassen, mir stets aufs Neue mit blutigen Todesszenarien Angst einzujagen. Wann ist es endlich soweit, dass wir den Extremismus und das Festklammern an einer einzig gültigen Ideologie kritisch auseinandernehmen dürfen, ohne dafür bestraft zu werden? Wann können wir in jede Materie eindringen – ohne Schuldgefühle, ohne das Gefühl, zu

sündigen? Was für einen Wert hat die derzeitige Verfassung, wenn sie manche Menschen über andere stellt?

Wir alle haben für Wandel rebelliert. Und er kam, wenn auch in ambivalenter Form. Der Wandel war notwendig für die Würde der ersten Generation und die der letzten Generation, für die Würde der Konservativen und die der Progressiven, er war sogar für die Würde der Hetzer selbst notwendig. Der Wandel hat aus uns ein Mosaik gemacht. Erst im Ausland, aus der Entfernung, konnten wir dieses Mosaik erkennen. Heute haben wir einen neuen Staat. Der ist zwar chaotisch, aber zumindest ist er neu. Sein Schlechtes empört uns nur mäßig, da wir sein Gutes noch nie zu Gesicht bekamen. Wenn ich an mich selbst vor zehn Jahren zurückdenke, weiß ich, dass es die Revolution war, die aus mir den tatkräftigen, kritischen, solidarischen, durchsetzungsfähigen, introvertierten, kranken und gesunden Menschen gemacht hat, der ich heute bin. Was das ist, mit mir und der Revolution? Ich weiß es nicht. Meine Gedanken sind widersprüchlich, sind unüberlegt, unglamourös, unattraktiv und schwach. Wie man sieht, kann ich mich einfach nicht entscheiden: Ist die libysche Revolution nun gescheitert, oder war sie erfolgreich? Von den erfolgreichen Revolutionen ist sie am meisten gescheitert, und von den gescheiterten war sie die erfolgreichste! Man kann nicht einmal sagen, ob sie eine neue Revolution oder nur die Fortsetzung früherer Revolutionen gewesen ist.

Seltsam, dieses Libyen. Alle Krankheiten der Welt gibt es dort und jedes Heilmittel dagegen. Hormongesteuert ist es, launisch, da sind wir einander ähnlich. Keiner weiß, was von ihm als Nächstes zu erwarten ist. Etwas Wunderbares, etwas Schlimmes? Libyen zu verfluchen oder zu hassen ist schier unmöglich. Seine Sturheit schwächt uns, aber seine Hybris verleiht uns Stärke.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.

Ohrfeigen am Rande von Gemetzeln und Katastrophen

Avo Kaprealian



Wenn ich dieser Tage jemanden von Freiheit, Gerechtigkeit oder Menschenwürde reden höre, ist da sofort eine Stimme in mir, die sich vor-drängelt und fragt: Wer ist da überhaupt gemeint? Ich als Syrer? Ich als Armenier? Oder einfach ich als Mensch? So traurig es ist: Davon hängt es eben ab, wie solche Worte einzuordnen sind. Meine Freiheit als Syrer und meine Freiheit als Armenier sind nicht deckungsgleich. Die Menschenwürde eines Tscherkessen ist nicht die gleiche wie die eines Kurden. Meine Rechte als Individuum variieren – je nachdem, welche

Staatsangehörigkeit, welchen Aufenthaltstitel oder welche Papiere ich besitze. Klingt grausam? Mag sein, aber in einer Welt der Weltreiche und Supermächte ist das Realität.

Zwischen Weltreichen und Supermächten haben auch kleine Diktaturen ihren Platz. Klein bedeutet nicht, dass sie dadurch weniger Schaden anrichten würden. Die Länder, in denen solche Diktaturen herrschen, gelten schlicht als unwichtig. Da kann die Zahl ihrer Opfer in die Hunderttausende gehen, die Welt schaut seelenruhig dabei zu.

Zwischen Weltreichen und Supermächten sind wir zur Welt gekommen. In Vierteln, die zwar eng waren, dafür aber aufregend, in denen man zwar segregiert lebte, dafür aber miteinander; so schien es uns zumindest, naiv wie wir waren, während es eigentlich wohl eher ein Nebeneinanderherleben gewesen ist. Bisweilen waren unsere Lebenswelten voneinander abgekapselt wie eine Sardinenbüchse von der nächsten. Es war die Rede vom Judenviertel, vom Armenierviertel, vom Sunnitenviertel, vom Alawitenviertel, vom Kurdenviertel und so weiter und so fort. Wir warfen uns gegenseitig Allgemeinplätze und üble Zuschreibungen an den Kopf. Jeder feuerte sie von seiner Warte aus auf alle anderen ab, nur um kurz darauf selbst zur Zielscheibe zu werden: »Schnösel!«, »Penner!«, »Stinker!«, »Schuhputzer!«, »Schafhirte!«, »Blaublütler!« und was nicht noch alles.

Zwischen Weltreichen und Supermächten wandere ich umher. Ich, der ich nie Bürger eines großen Landes war. Ich wandere, nehme von jeder Etappe meines Weges etwas mit und lasse etwas dort zurück. In Syrien war ich Armenier, im Libanon syrischer Armenier, in Deutschland schließlich syrisch-libanesischer Armenier. Und so sammle ich unterwegs immer mehr Identitäten an, bis ich vielleicht eines Tages bei so etwas wie Internationalismus angelangt sein werde – obschon das heutzutage ja aus der Mode gekommen ist.

Früher wurde ich oft gefragt, ob ich Armenier oder Syrer sei. Wieso wir Armenier so sehr an Armenien hängen, wo wir qua Geburt doch Syrer seien. Das ist ein bisschen so, als würde man einen Syrer in Deutschland oder einem anderen Exilland fragen: Warum denkst du noch an Syrien? Warum sprichst du deine Sprache noch? Warum gedenkst du,

trauerst du, träumst du, verfolgst du die Nachrichten? Warum hast du einen Kloß im Hals? Warum bist du so wütend?

Identität und Assimilation als unversöhnliche Gegenpole – gestern, heute und höchstwahrscheinlich auch morgen noch. Das alles hat zur Folge, dass ich es nicht mehr mag, in der Ich-Form zu sprechen. Zu weit weg scheint mir das Ich mittlerweile, in der Zeit und im Raum. Aber die Wir-Form behagt mir auch nicht. Denn das Wir ist jedes Mal ein völlig anderes, sobald man in ein neues Land kommt und sich dort niederlässt. Bloß irgendwie muss man sich ja ausdrücken.

Also ich. Ich kam als Armenier zur Welt, in Syrien, meinem Heimatland. Das ist weder eine hohle Phrase noch naiver Kindermund, sondern es ist die Wahrheit. Zur Welt gekommen bin ich in einem Land, das mich mir selbst näherbrachte. Nur war da noch eine andere Heimat in mir. Eine, die mich schon kannte, bevor ich sie kennenlernte. Eine, die als Erzählung überlebt hatte – spirituell, geistig und materiell: eine Erzählung im Schweiß des Angesichts, eine von Beharrlichkeit und Blut; eine von Tränen der Trauer und solchen der Freude, die sich jeweils im Fließen miteinander vermischen, bei der Erinnerung an Massaker und Rettung, an Löcher in der Zeit. Eine Erzählung, die aus der erstarrten Vergangenheit in den lebendigen Alltag hinüberstrahlt, bis hinein ins Gedächtnis unserer Körper und Augen. Eine armenische Erzählung, die mich seit meiner Geburt in Syrien, jener Wiege der Zivilisationen, begleitet und geformt hat; mich, meine Sprache, meine Freundschaften, meine Erfahrungen und all die Sedimente längst vergangener Zeiten.

Aber jedes Mal, wenn wir größer werden in einem Land, wird es uns zu eng. Und jedes Mal, wenn wir von einem Land träumen, wird es uns zum Albtraum. Beim Militär lehrte man uns, wie man das Land schützen und lieben soll, und die allererste Lektion, die man uns erteilte, hat gelautes: »Unterwerft euch. Lasst euch brechen. Werdet zahm.« Jedes Mal, wenn wir durch ein Land ziehen, begeh die Zeit Verrat am Raum, und es schneit uns ins Hirn. Und jedes Mal, wenn wir die Erinnerung an ein Land pflegen wollen, versinken wir in tiefdunklen Akten voller Angst und Blut, voller Luftangriffe und Verschleppungen. Während wir Armenier*innen unsere verlorene, verratene Heimat also in unseren Innenwelten nachbauten, lernten wir in der Welt dort draußen ein Land

schätzen, das uns herzlich aufnahm. Und so wuchs uns über unserer ersten Haut eine zweite.

Die Wurzeln des armenisch-syrischen Beziehungsgeflechts reichen bis tief in die Vergangenheit. Historiker wissen zu berichten, wie die alten Syrer, der dynastischen Streitigkeiten im Seleukidenreich überdrüssig, im Jahr 83 vor Christus dem armenischen Herrscher Tigranes dem Großen ihre Krone anboten. Dieser trug fortan den Beinamen *König der Könige* und sollte zu einer der herausragendsten Figuren in der armenischen Geschichte werden. Zweitausend Jahre waren vergangen, seit Tigranes durch Aleppo gezogen war, als Syrien 1915, dem Jahr des Genozids an den Armenier*innen, und in den Jahren danach eine Art umgekehrter Reminiszenz an Tigranes' Marsch erlebte. Nur kamen diesmal Vertriebene an, Deportierte und verstümmelte Leichen.

Die Frage der Assimilation: Armenier*innen älterer Generationen berichteten mir von den Schulen, die es früher für die armenische Gemeinschaft in Syrien gab, an denen alle Fächer in armenischer Sprache unterrichtet wurden. Sie erzählten mir Geschichten von einfachen, braven Leuten, die nach dem Prinzip des gegenseitigen Respekts lebten. Diese Geschichten stammten natürlich aus einer Zeit, bevor die *Arabisches Sozialistische Baath-Partei* an die Macht gekommen war. Danach gab es nur noch den *einen* Erzähler, der die *eine* Erzählung erzählte. Und an die Stelle von Werten und Prinzipien trat das Gesetz des Stärkeren.

Generationen von Armenier*innen in Syrien wuchsen unter dem Einfluss eines epochalen Traumas heran. Eine Generation vererbte es an die nächste. Übers Erwähnen und Erzählen im Alltag, über Bücher, Fotos und alle Arten von Aktivitäten hat er sich ins kollektive Gedächtnis eingebrannt: der Genozid an den Armenier*innen im Osmanischen Reich. Dieses Ereignis war der Grund, weshalb die armenische Gemeinschaft sich ihr eigenes kleines Reich in Syrien einrichten musste; eigene Kirchen, eigene Betriebe, eigene Geschäfte, dazu unzählige Clubs und Vereine aufbaute: Räume, in denen sie von ihrem Recht, kulturell, sprachlich und als Gemeinschaft zu überleben, Gebrauch machten; Räume, um sich zu erinnern und darin einen Schmerz zu schützen, der noch nicht versiegt war. Was sie dabei jedoch nie einforderten, war das

Recht, innerpolitische Belange zu verfolgen und politische Arbeit in Bezug auf Syrien oder Armenien zu machen.

So bildete sich innerhalb der armenischen Gemeinschaft ein Milieu, das diese wie eine Schutzschale umschloss. Ein Schneckenhaus, das unter dem Einfluss der großen sprachlichen, religiösen und kulturellen Differenz immer härter wurde.

In einigen syrischen Städten wurde den Armeniern eine Sonderbehandlung zuteil, sowohl seitens der Regierung als auch seitens der Bevölkerung. Es war eine positive Diskriminierung, freundlich, bisweilen sogar warmherzig. Ein Aussondern, dem Respekt und Wertschätzung zugrunde lagen. Dennoch, ein Aussondern blieb es, und dessen Auswirkungen sollten sich später noch zeigen.

Vielleicht ist es ja so: So fremd man einer Heimat auch sein mag, ist man ihr am Ende doch so nah wie das Grab dem Erdreich.

Die Chronik der Ohrfeigen

Erste Ohrfeige: Die Schule

Ich erinnere mich noch gut an einen Tag im Jahr 2000 in Aleppo. Wie so oft stahlen wir uns aus der Schule davon, um auf der Suche nach Zerstreuungen in der Stadt herumzuströmen. Wir wollten bummeln, dem Stadttreiben zusehen, irgendwo etwas essen, Leute kennenlernen und Abenteuer erleben. Spüren, dass wir am Leben waren, unserer überschäumenden Energie freien Lauf lassen. Wir hatten uns vorgenommen, pünktlich zum Unterrichtsschluss wieder in der Schule zu sein. Und so standen wir wenige Minuten vor dem Schlussgong vor dem Gebäude und warteten darauf, dass unsere Freunde und Freundinnen herausströmen würden – von den zuletzt genannten natürlich besonders die Hübschen, deren Blicke wir jederzeit zu erhaschen versuchten. Hormone flossen aufgeregt durch unsere agilen, lebenshungrigen Körper, als plötzlich ein Auto der Sittenpolizei auftauchte – einer Einheit, die über die Einhaltung der öffentlichen Moral wachte, vor allem was körperliche Annäherungen betraf. Ein monströs hässlicher Wagen, dessen

notdürftig über den Rost gepinseltes Lack ins Rötliche tendierte. Alles an dem Gefährt war abstoßend und einschüchternd. Noch bevor wir es richtig wahrnahmen, ja bevor es überhaupt zum Stehen kam, waren schon die ersten Beamten herausgesprungen. Der Allererste versetzte mir eine Ohrfeige, von der mir Hören und Sehen verging. Während in mir die Glückshormone abstürzten, um den Stresshormonen das Feld zu überlassen, begriff ich, dass ich auf der Welt war – und zwar ganz konkret in diesem Land. Diesem Land, das sich, falls ihm gerade danach war, blitzschnell verwandeln konnte: in etwas, das unheimlich war.

Ich schlug also einen Haken und brachte mich in Sicherheit, doch mein drei Jahre älterer Bruder widersetzte sich den Beamten und fing an, sich mit ihnen zu raufen. Irgendwann zerrten sie ihn in den Wagen, zusammen mit einem Freund von uns. Die Sache löste sich auf, als ich es schaffte, mir von jemandem ein Handy zu leihen und meinen Vater anzurufen. Der musste nur einen kurzen Anruf tätigen, schon stoppte der Wagen auf halber Strecke und ließ meinen Bruder und den gemeinsamen Freund frei. In jenem Land, in dem im Zweifel »ein einziger Anruf genügt«, wäscht eine Hand die andere, und der Rest ist Vitamin B.

Schock, Schande, Schlottern: »Ich fürchte mich, also bin ich.«

Schock, Schande, Schlottern: »Ich werde beschützt, also bin ich.«

Zweite Ohrfeige: Das Theater

Im Jahr 2005 arbeiteten wir an einem Stück namens *Ewige Flamme*. Aufzuführen wollten wir es anlässlich des 90. Jahrestags zum Gedenken an die große armenische Tragödie: den Genozid mittels Deportationen, Vertreibungen und systematischem Morden, ausgeführt durch die osmanische Regierung, beziehungsweise, um genau zu sein, durch das *Komitee für Einheit und Fortschritt*, auch bekannt als die *Jungtürken*.

Wenige Tage vor der Aufführung, wir waren gerade bei den Endproben, erreichte uns die Nachricht: Die Theaterbehörde und sämtliche anderen Stellen, die bei der Genehmigung von Theateraufführungen ein sicherheitstechnisches oder politisches Wörtchen mitzureden hatten, untersagten uns die Aufführung. Warum sie das taten, war ziemlich

eindeutig: Damals waren die Beziehungen zwischen Recep Tayyip Erdogan und Baschar al-Assad noch ausgezeichnet. Letzterer stattete der Türkei zahlreiche Besuche ab, sein türkischer Amtskollege wiederum war im Jahr 2007 bei der Eröffnungsfeier des *Aleppo International Stadium* im Hamdaniah-Bezirk zugegen, um zur Errichtung eines der größten Stadien in der arabischen Welt zu gratulieren. Sein Bau hatte 27 Jahre gedauert, umgerechnet rund 9.700 Tage. Eigentlich hätte es bis zu den Mittelmeerspielen im Jahr 1987 fertig sein sollen, die von Syrien ausgerichtet worden waren.

Ich kann mich noch gut an den Gesichtsausdruck von Regisseur Krikor Kalash erinnern, einem der bedeutendsten Theaterregisseure und -dozenten in Syrien: Regungslos saß er da; er hat sich die stumme Wut, Scham und Verzweiflung, die in ihm brodelten, nicht anmerken lassen. Ein Fluch, kaum hörbar, entfuhr ihm, aber er biss sich sofort auf die Zunge, wobei er abwechselnd in die Luft und zum Boden starrte. Er holte tief Luft und versuchte, sich zu sammeln, bis er kurzerhand seine Sachen zusammenpackte, um aus dem Saal zu eilen. Ungläubig blickten wir einander an. Geschah das alles wirklich? Dann verließen auch wir den Saal und ließen Kalash damit im Stich. Wir hatten etwas dazugelernt.

Jetzt wussten wir, wie es ablief. Wie sie den Schmerz in uns zum Schweigen verdonnerten und uns mundtot machten. Wir wussten nun, wie es aussah, wenn einer sich auf die Zunge biss und die Luft anhielt, so angespannt, als würde er gleich platzen – und sich gleich darauf aus dem Staub machte.

Als ich mich das letzte Mal mit dem Regisseur Krikor Kalash traf, arbeitete er als Lebensmittel- und Getränkelagerist in einem armenischen Club. Am 4. Februar 2019 ist er in Aleppo verstorben. Er hatte es abgelehnt, nach Kanada auszuwandern. Seiner Ansicht nach waren die Antragsprozeduren und das Warten vor den Botschaftstoren keines Menschen würdig. Er hat das als Verhöhnung seiner elementarsten Rechte empfunden. So stand sein Beschluss fest: Er würde bleiben, wo er war, ganz gleich, wie es ihm dort erginge.

Dritte Ohrfeige: Das Kino

Nach und nach lernte ich Syrien besser kennen. Aleppo liegt weit ab vom Schuss, weit ab von allen anderen Provinzen, und sogar von sich selbst. Aleppo ist groß, in Aleppo sind Geschichte und Gegenwart Schwestern. Und während sich mein Radius erweiterte, entwickelte ich eine fast schon obsessive Begeisterung fürs Kino. Ich wollte Filme machen, Film studieren, bloß wo? Eine Einrichtung, die auf Regie oder Produktion spezialisiert gewesen wäre, gab es nicht. Es existierte keine einzige Filmhochschule und kein einziges Filminstitut in ganz Syrien! Ich musste wohl ins Ausland. Dafür reichte aber das Geld nicht. Also doch hierbleiben. Mir noch mehr Filme anschauen, statt selbst welche zu machen. Wunsch und Wirklichkeit klappten meilenweit auseinander. Zu einer Zeit, als es noch keine Satellitenschüsseln gab, war die Filmsammlung meines Vaters meine Rettung. Schließlich ergab es sich, dass ich vom einzigen Institut in Syrien erfuhr, an dem man Theater studieren konnte: dem *Institute for Dramatic Arts* in Damaskus. Die Entscheidung war schnell gefällt. Ich musste weg aus Aleppo, erneut einen rettenden Haken schlagen: Ich würde Theater studieren, um zum Kino zu finden.

Bekanntlich legte das syrische Regime zu Beginn der Achtziger Jahre eine besonders harte Gangart ein, die namentlich als Eiserne Faust in die Geschichte einging. Tatsächlich sorgte sie für eine gewisse Gleichheit, weil diese Faust alle bedrohte. So Gott wollte, verschonte sie natürlich die Reichen, und die mit den privilegierten Kontakten.

Hier nahm die Hölle ihren Anfang. Nach außen hin ruhig und friedlich, stieg allmählich, im Laufe der Jahre, der Druck auf dem Kessel. Trotz der Strenge des Regimes wurde unser Alltagsleben immer chaotischer. Das Chaos und die sich ankündigende Hölle bedingten einander, man könnte sagen, sie befanden sich in einer komplizierten Symbiose.

Nun birgt jede Hölle ja auch ein Höllenfeuer in sich – neben den Monstern. Und jeder weiß es: Monster gebären Monster, Tod gebiert Tod, und Mord gebiert Mord.

Vielleicht sind wir, die in Syrien unter Assads Baath-Partei das Licht der Welt erblickten, vor allem die Jahrgänge nach 1980, einfach nur als unfertige Leichen auf die Welt gekommen, als Todesrohmaterial. Wir

mussten lediglich ein paar Jahrzehnte warten, bis wir endlich zu frischen Leichen herangereift wären, als tote und untote Märtyrer.

Vierte Ohrfeige: Die Staatssicherheit

Anfang 2011: Demonstrationen, Revolution, Hoffnung und Angst.

Während meiner Jahre in Damaskus hatte ich das Glück, ganz viele Menschen voller Träume und Wissen kennenzulernen. Dichter*innen, Denker*innen, Künstler*innen. Menschen, die die Grausamkeit des Regimes, welches das Land bis in den letzten Winkel kontrollierte, am eigenen Leib zu spüren bekommen hatten. Die Hauptstadt pulsierte förmlich, vor lauter oppositionellen und revolutionären Ideen, der Herzschlag war stärker als an jedem anderen Ort, und das nicht erst seit 2011. In Damaskus trafen Menschen aufeinander, die einzigartig und verschieden waren.

All meine Freund*innen waren von der allerersten Demonstration an mit Leib und Seele dabei. Ich beschloss damals, nach Aleppo zurückzukehren. Den eigenen Beitrag zum gemeinsamen Kampf wollte ich in meiner Heimatstadt ableisten. Mein Gefühl sagte mir, dass es in solchen Zeiten darauf ankam, die Dinge visuell festzuhalten, sie zu dokumentieren. Mittels Bildern ließen sich die Dinge ablichten und zugleich ausdrücken; nicht selten waren sie unsere einzigen Zeugen.

In Syrien sind Kameras gefürchteter als Waffen. Und was tat ich? Um ein Haar wäre ich fürs Filmen verhaftet worden. Das war Anfang 2012. Es geschah einmal, zweimal, dreimal – beim vierten Mal haben sie mich erwischt. Mit der Kamera in der Hand, unterwegs mit zwei Freunden, die es beide nicht geschafft hatten, ihre Aufnahmen von den Demos rechtzeitig vom Handy zu löschen. Unsere Gruppe bestand aus einem Armenier und zwei syrischen Christen. Wir hatten ein schweres Verbrechen begangen: Wir hatten eine Kamera dabei, auf der sich Fotos und Videos von Demos befanden.

Und da kam sie auch schon, die vierte Ohrfeige ... wobei es diesmal ein bisschen mehr als eine bloße Ohrfeige war. Die Beamten, die uns verhörten, waren sichtlich verstört darüber, wie es sein konnte, dass ein Armenier und zwei Christen gegen das Regime Position bezogen.

Hatte man die Minderheiten nicht längst gezähmt? Sie steckten uns eine Weile hinter Gitter. Solange, bis die Wunden, mit denen sie unsere Körper überzogen hatten, nicht mehr zu sehen waren. Am Ende schickten sie uns zu unseren Freunden und Verwandten zurück. Zumindest körperlich waren wir wieder heil, wenn auch recht verdreckt, kränklich und abgemagert. Die Speicherkarte meiner Digitalkamera hatten sie beschlagnahmt. Alles, was ich aufgenommen hatte, war weg. Es ließ eine innere Leere zurück.

Ende 2012, ich erinnere mich gut, kam es in der armenischen Gemeinde Aleppos zum ersten zivilen Todesopfer. Ein junges Mädchen, Anfang zwanzig. Getötet von einer Mörsergranate. Die Trauerfeierlichkeiten fanden in der Kirche unseres Viertels statt, das mehrheitlich von Armenier*innen bewohnt wurde. Ich weiß noch, wie wir ihren Sarg an uns vorbeiziehen sahen. Auf dem Dach des Leichenwagens war ihr Foto angebracht. Ich stand auf dem Balkon und rauchte. Mit einem Auge folgte ich dem Trauerzug, mit dem zweiten fixierte ich die dichten Rauchschwaden, die drüben aufstiegen: von dort, wo gerade die anderen Nachbarn starben. Die fernen, muslimischen Nachbarn. Die sunnitischen Nachbarn.

Die Kämpfe hatten begonnen, jeder war jetzt Kriegspartei. Der Feind stand vor der Tür, aber wer war das, der Feind? Es gab ihn in zwei Varianten: den verhohlenen und den unverhohlenen. Die Türkei zählte zur ersten Kategorie. Verhohlen brachte sie sich vor den Toren des Landes in Stellung – was gerade die sogenannten Minderheiten in Syrien als Bedrohung empfanden. Offen und gänzlich unverhohlen hingegen war die Bedrohung, die für die Mehrheit der Bevölkerung vom Baath-Regime ausging, mit all seiner Rückständigkeit, Gewalt und Hinterhältigkeit. Als Marionette Russlands und des Irans tarnte es sich seinerseits im Schatten verhohlener Feinde. Miteinander gingen sie Hand in Hand: Verhohlenheit und Unverhohlenheit.

Damals musste ich wieder an den Leutnant im Internierungslager denken, der 2011 zu mir gesagt hatte: »Diese Bestien! Wenn's uns nicht gäbe, würden sie euch Armenier doch niedertrampeln, und eure Frauen täten sie vergewaltigen. Und jetzt kommst du daher und glaubst, du kannst aufmucken!« In der Zeit danach haben wir wiederholt anti-

armenische Hetzschriften gelesen, deren Verfasser ausgerechnet Vertreter der syrischen Opposition waren. Ghassan Aboud etwa, dem ein regimekritischer Fernsehsender gehört, sowie viele weitere, die auf den Zug aufsprangen und Narrative in die Welt setzten, die den Hass gegen Armenier*innen befeuerten.

Solche Dinge konnten regelrechte Augenöffner sein: Wer für einen selbst ein unverhohlener Feind war, konnte dem Nachbarn ein verhohlener Feind sein – und umgekehrt. Wenn man jedoch selber ängstlich und erschöpft war, wurde man teilweise blind für solche Nuancen.

Von 2012 an haben die Armenier*innen Syriens, insbesondere die aus Aleppo, hunderte unschuldiger Zivilisten*innen im Krieg verloren. Darunter Frauen, Kinder und Alte.

Höllenjahre standen Aleppo bevor, seinem Ostteil wie dem Westteil. Höher und höher loderten die Flammen, immer weiter griff das Feuer um sich. Folgen würden Jahre ohne Hoffnung. Ohne Horizont. Ohne gesunden Menschenverstand, Jahre ohne Mitgefühl. Ohne Wasser, ohne Strom. Jahre, in denen Artilleriesalven und Granatendonner zur uns vertrauten Geräuschkulisse gehörten. In denen Massenmord, Zerstörung, Gestank und dichte Nacht für uns Routine waren.

Eines frühen Morgens im Jahr 2014 wurden wir von lauten Rufen geweckt: »Allahu Akbar! Allahu Akbar!« hallte es durch unser Viertel. Splittergruppen der bewaffneten Opposition hatten das Armenierviertel erreicht. Über Stunden, ohne Pause hörte man das Trommelfeuer der Gefechte. Hin und her zischten Patronensalven, es gab Tote in großer Zahl. Ich erinnere mich an die unbändige Wut, die während dieser Augenblicke in mir aufstieg. Fiel ihnen denn sonst nichts Besseres ein, als »Allahu akbar!« zu schreien, ausgerechnet in einer Gegend, die bekanntermaßen mehrheitlich armenisch-christlich war? Konnten sie nichts Anderes rufen, so etwas wie »Freiheit!« oder »Würde!«, etwas wie »Mitgefühl!« oder meinetwegen »Brüderlichkeit!«? Oder vielleicht eine kleine Ansprache halten, um die Bewohner*innen des Viertels emotional zu erreichen? Wieso glaubten sie, ihr Anliegen mit der Brechstange durchsetzen zu müssen? Wieso beharrten sie darauf, ihre Religion über

alles zu stellen, sie den Armenier*innen aufzuzwingen, anstatt zu versuchen, diese für ihre Sache zu gewinnen?

Zu Beginn der syrischen Revolution, als die Menschen vor Protesten noch in Moscheen zusammenströmten, war ein solches Religionsverständnis jedenfalls nicht üblich. Für die Demonstrierenden sind Moscheen in erster Linie einigermaßen sichere Versammlungsorte gewesen, deren sakrale Natur, Symbol- und Geschichtsträchtigkeit sie sich zunutze machten, dort konnte ihnen das Regime schließlich nicht auf den Leib rücken. Jenes Kriegsgeschrei im armenischen Viertel stand insofern im krassen Widerspruch zum anfänglichen Geist der Protestbewegung. Jetzt herrschte Feindseligkeit. Ein hasserfüllter Drang, den anderen auszuschließen, der stärker und stärker wurde. Bald drohte er, zwischen den Bevölkerungsgruppen in Syrien eine tiefe Furche zu reißen.

Wenige Monate später fielen neue, schwere Bomben auf unser Viertel. Um Haaresbreite sind meine Eltern dem Tod entwischt. Unser Haus ist stark beschädigt worden. Von unseren Nachbarn sind einige ums Leben gekommen. Einem hat eine Granate den Kopf vom Leib getrennt. Sein geköpfter Leichnam blieb einfach vor dem Eingang des Hauses liegen, das er gerade erst bezogen hatte.

Von meiner zutiefst oppositionellen Haltung gegenüber dem Regime bin ich keinen Millimeter weit abgerückt, weder in meinem Denken noch in meinem Handeln. Unterdessen stieg die Zahl der zivilen Opfer unter den Armenier*innen kontinuierlich, besonders im Stadtteil Al-Midan, der mit Granaten beschossen wurde, ausgerechnet durch die bewaffnete Opposition.

An einem jener Tage bemerkte ich, als ich die Stufen zur Haustür nahm, dass das gesamte Gebäude von einer seltsam düsteren und bedrückten Atmosphäre erfüllt war. Bei den Nachbarn standen die Türen offen. Aufgeregtes Flüstern und Weinen drang aus den Wohnungen, die im spärlichen Schein der Energiesparlampen umso trister wirkten.

In der Wohnung angekommen, erfuhr ich von meiner Mutter, dass unser Nachbar soeben auf einen Schlag beide seiner Schwestern verloren hatte. Sie waren im Granatenhagel getötet worden, der auf das Midan-Viertel niedergeprasselt war. Mir fiel ein kleines Mädchen auf,

das bei uns im Wohnzimmer saß. Es war die Tochter eines der beiden Opfer, die noch gar nichts davon wusste, dass ihre Mutter nicht mehr lebte. Absolut unerträglich war mir diese Situation. Ich machte mich aus dem Staub. Ich traute mich zwei Wochen lang nicht nach Hause. Unserem Nachbarn, der über meine oppositionellen Ansichten im Bilde war, konnte ich keineswegs unter die Augen treten.

Was sollte ich ihm sagen? Worüber mit ihm diskutieren? Sollte ich mich rechtfertigen? Wie wäre seine Sicht? Wie meine? Sollte ich, als wäre nichts, zu ihm sagen: »Gott habe sie selig«? Würde mir das einer abkaufen? Jeder glaubte doch, als Regimegegner hieße ich jedwede Handlung der Opposition gut; ob diese bewaffnet war oder nicht, kam für die Leute auf dasselbe hinaus. Sie konnten ja nicht ahnen, dass ich in Wahrheit gegen jedes und alles war. Gegen alles, was geschehen war. Gegen alles, was noch geschehen würde.

Ich wollte nichts mehr denken. Nichts mehr fühlen. Konnte kaum noch das Gleichgewicht halten, unter all dem Druck, inmitten all des Wahnsinns und all der wirren Informationen, die in den Medien und Köpfen herumschwirrten und den Lauf der Dinge bestimmten, während sich die Ereignisse mit rasender Geschwindigkeit überschlugen.

Anfang 2015 kehrte ich Aleppo den Rücken. Ob ich die Stadt verließ, weil sie mich verraten hatte? Oder war ich es, der sie verraten hat, als ich sie verließ? Ich weiß es nicht.

Zwischen 2011 und 2016 sind über siebzig Prozent der armenischen Bevölkerung Aleppos ins Ausland gegangen. Zu viele Opfer haben die Armenier*innen gebracht, in einem Konflikt, von dem niemand mehr weiß, wie und warum er einmal begonnen hat.

Doch nun zurück zu den Ohrfeigen.

Fünfte Ohrfeige: Das Prä-Exil (2016 bis 2019)

Erst im Libanon lernte ich meine syrischen Landsleute richtig kennen. Dort erst erfuhr ich, was es heißt, heutzutage *syrisch zu sein*, und was es früher bedeutet hat. Ich konnte richtig spüren, wie sich meine Identität, die ich mir im Laufe der Jahre zwischen den zwei Polen Aleppo und Damaskus aufgebaut hatte, neu zusammenfügte.

Im Libanon, in jenen Zeltstädten, die man mit bösartiger Achtlosigkeit am Straßenrand verteilt hatte, irgendwo mitten im Nirgendwo, wo es im Winter bitterkalt und im Sommer brütend heiß war, lernte ich viele Syrerinnen und Syrer aus ganz unterschiedlichen Regionen kennen – die einen kamen aus Städten, die anderen aus abgelegenen Dörfern und vergessenen Landstrichen. Von den meisten dieser Gegenden hatte ich noch nie zuvor gehört.

Tag um Tag drückte ein unerträglicher Albtraum die Menschen dort nieder: Man hatte sie mitten in die Hölle verbannt, und weil man sie zu den Anhängern der syrischen Revolution zählte, ließ man ihre behördlichen Anliegen und Anträge ins Nichts laufen. Man benutzte sie als Mittel zum Zweck, um in ihrem Namen Gelder anzuhäufen. Oder als Spielball, um Druck auf den jeweiligen Gegner auszuüben, sei es Syrien oder der Libanon.

Was ich im Libanon beobachtet habe: Den Menschen dort ist es gelungen, ihren Humor nicht zu verlieren. Der Gesamtsituation zum Trotz hielten sie hartnäckig an der Hoffnung auf ein besseres Leben fest. Zwei Dinge habe ich dabei gelernt. Erstens: Je beklemmender das Leben wird, desto weiter werden die Herzen. Zweitens: Gerechtigkeit ist ein Wort, das immer mit »Un-« beginnt.

Sechste Ohrfeige: Das Exil (Deutschland, 2020)

Aus der Ferne verfolge ich die Nachrichten. Meistens auf dem Smartphone, aber manchmal auch am Laptop, wo ich die Fotos und Videos besser sehen konnte. Ich lese die Meldung: »Erdogan-Regierung bedient sich syrischer Kämpfer, um Aserbaidshans in seinem Krieg gegen das armenische Artsach (Bergkarabach) zu unterstützen«. Ich recherchiere, ob die Meldung stimmt. Und je mehr sie sich als wahr bestätigt, desto mehr recherchiere ich.

Siebte Ohrfeige, nahtlos auf die sechste folgend

Nach 45 Tagen erbitterter Gefechte, unter Einsatz international geachteter Waffen sowie gegen wackeren Widerstand, endet der Krieg in

Armenien wie ein drittklassiges Drehbuch. Er endet, während ich in Deutschland herumsitze. Ich, der keine Beziehung zur dortigen Geografie hat, umso mehr aber zu deren Geschichte. Jene siebte Ohrfeige hat mich folgendes gelehrt: Wer die Geografie verliert, gewinnt wenigstens Geschichte. Mittlerweile haben wir Routine darin, so einer Geschichte der Besiegten anzuhören, so einer Geschichte von Tyrannei, gewaltsamer Unterdrückung und Ungerechtigkeit.

Der Krieg, den Aserbaidschan gegen das armenische Artsach angezettelt hatte, endete mit Hinterzimmervereinbarungen, unterzeichnet von Persönlichkeiten, die es gewohnt waren, über das Schicksal ganzer Nationen zu bestimmen. Der Krieg, der so viele zerfetzte Körper und so viele vergossene Tränen hervorgebracht hatte, endete im Schweigen der internationalen Gemeinschaft. Er endete mit der Vernichtung von Existenzen und Hoffnungen. Er endete mit Zwang und Gewalt. Er endete als Teil eines Spiels, bei dem Armeen und Großmächte darum wetteiferten, wer mehr Geld und Macht besaß. Sobald ich an dieses Spiel dachte, wurden meine Erinnerungen zu denen des Syrers. Ich, der sich so sehr angestrengt hatte, zu vergessen, erinnerte mich auf einmal zurück. Wie in einem diesigen Wachtraum wusste ich es plötzlich wieder: dass die Ungerechtigkeit das Sagen hatte. Dass die Dinge kompliziert waren. Dass die Rechnungen nicht aufgingen. Dass die öffentliche Meinung egal war. Dass die freiheits- und demokratieliebenden Länder sich nicht um alles scherten. Ich wusste wieder, dass die Vorhaben der Mächtigen sich stets rentierten und die Bevölkerungen diejenigen waren, die stets verloren. Dass die Menschen, vor allem die Ärmsten der Armen, vollkommen sinn- und zwecklos starben, sie starben *nur so*, als Kollateralschaden, auf den es gar nicht mal unbedingt einer abgesehen hatte. Sie starben als Zahlen in Statistiken, in Eil- und Randmeldungen, die die Medien in Umlauf brachten und die wir konsumierten, hinter unseren Laptops, in unseren fernen Exilländern. Mir fiel wieder ein, dass wir Zahlen waren. Und dass Zahlen unsterblich sind!

Ende 2020, ein neuer Tag in einem neuen Land. Ein Land, in das sich Hunderttausende von Syrer*innen zu Fuß aufgemacht hatten, um durch labyrinthische Nächte voller Kälte und Not zu irren, bevor sie es endlich erreichten. Ein ausgelaugter Körper mit Erinnerungen an zwei

Heimatländer, eines davon so entstellt, dass es kaum mehr wiederzuerkennen ist, das andere jetzt erneut in Stücke gerissen, während ihm über dem Kopf das Fallbeil drohte.

Russland und die Türkei sind eifrig dabei, sich Bergkarabach, die neue Beute, untereinander aufzuteilen und sie für ihre jeweiligen Interessen zu verwerten. Ich sehe dabei zu, wie dieses Stück Land samt seinen Bewohnern, Geschichte und Gegenwart zum Trumpf wird.

Binnen Sekunden bringt mich das Internet von hier bis nach Syrien, von dort nach Armenien und gleich zurück. Welchen Nachrichten sollen wir folgen? Wollen wir nicht einfach den Rechner herunterfahren? Ich würde, wenn ich könnte. Vergessen. Ich kann aber nicht.

Zwischen Weltreichen und Supermächten leben wir. Wir lachen und weinen dort, haben Angst, fühlen Schmerz, Trauer und Verzweiflung. Dort brechen wir auf. Wir erheben uns, zünden Kerzen an. Wir pflanzen Rosen, träumen. Dort rufen wir zum Krieg auf, zum Frieden. Blasen zum Angriff. Wir fordern Rache. Aber die Weltreiche und Supermächte haben stets ein Wörtchen mitzureden.

Was mich betrifft: Zwischen Russland, dem Iran und der Türkei, zwischen Amerika und Europa, habe ich nicht als Armenier überlebt und auch nicht als Syrer. Das kann ich über mich sagen. Ich bin mir sicher, so ist es vielen ergangen.

Heute stehen wir – ratlos, verwundet – vor unseren Niederlagen, vor den Trümmern unserer Träume. Man weiß nicht so recht, wo man anfangen soll. Im Irak? In Palästina? Im Jemen? Im Libanon? In Armenien? Oder noch weiter weg, in Afrika?

Heute lernen wir, unsere Siebensachen zu packen und sie nur dort abzulegen, wo wir sie immerzu im Blick haben. Damit wir sofort bei null anfangen können. Uns bleibt sonst nichts, als es, wenn alles vorbei ist, immer und immer neu zu versuchen. Immerhin: Es kommt im Leben nicht nur auf das Endergebnis an. Wichtig sind auch die Schritte für sich, und viele davon sind die ersten.

Aus dem Arabischen von Rafael Sanchez und Sandra Hetzl.

Schreiben als Entschleierung: Der literarische Widerstand iranischer Frauen

Ava Homa



Im Dezember 2017 stieg Vida Movahedi, eine 31-jährige Mutter, in Teheran auf einen Stromkasten und hielt einen Stock in die Höhe, an dem sie ein weißes Kopftuch festgebunden hatte. Während Menschen im ganzen Land gegen die Regierung von Hassan Rouhani demonstrierten, protestierte Viva Movahedi schweigend gegen den Zwang, ein Kopftuch tragen zu müssen. Im Januar 2018 wiederholte Movahedi die Aktion und inspirierte damit zahllose iranische Frauen, junge wie alte, zivilen Ungehorsam zu leisten. Sogar Frauen, die den Hijab aus Überzeugung trugen, stellten sich auf die Seite der Protestantinnen und machten sich

so für das Recht der Frauen stark, selbst über ihren Körper zu entscheiden. Auf diese Weise entstand eine breite gesellschaftliche und politische Bewegung, in der sehr unterschiedliche Frauen zusammenkamen.

Da sich im Internet ein Foto von Mohavedi verbreitet hatte, konnte die Aktivistin identifiziert und inhaftiert werden. Offiziell wurden 2018 in Teheran 35 Frauen verhaftet, die gegen den Kopftuchzwang protestiert hatten. Aktivist*innen gehen davon aus, dass die tatsächliche Zahl höher ist. Einige der Protestantinnen wurden verletzt, als Polizisten sie von den Stromkästen zerrten. Die 32-jährige Studentin Mariam Shariatmadari etwa berichtete, man habe ihr im Anschluss an ihre Verhaftung jegliche medizinische Behandlung verwehrt. Infolge der Proteste wurden viele Teheraner Stromkästen so nachgerüstet, dass man nicht mehr auf ihnen stehen kann.

Einem Bericht der iranischen Regierung zufolge sind 49 Prozent der Bevölkerung gegen den Hijab-Zwang. Das 1985 erlassene Gesetz verpflichtet alle Frauen im Iran, sich unabhängig von ihrem Glauben dem Islam gemäß zu kleiden. Der Hijab wurde durch das Gesetz nicht nur zu einem Objekt, das klar zeigte, auf welche Weise der Staat den Islam auslegte, sondern auch zu einem Symbol für den weiblichen Widerstand gegen politische und religiöse Repressionen. Die sogenannten Kopftuchproteste von 2018 hatten die erste iranische Parlamentsdebatte zur Folge, in der über den Hijab-Zwang und die Freiheitsrechte der Frauen gesprochen wurde. Interessanterweise haben sich auch einige religiöse Führungspersonlichkeiten auf die Seite der Protestantinnen gestellt. Ihr Argument: Der Prophet Mohammed habe Frauen nicht dazu gezwungen, sich zu verschleiern.

Die Regierung hält jedoch an ihrem Diktat fest und lässt die Einhaltung des Gesetzes streng überwachen. Jedes Jahr werden Tausende von Frauen wegen eines angeblich zu locker getragenen Hijabs strafrechtlich verfolgt. Teenager auf gemischtgeschlechtlichen Privatpartys werden von den Sittenwächtern verhaftet, weil sie keinen Hijab tragen. Männern wiederum ist das Tragen bestimmter Kleidungsstücke untersagt, so sind etwa Shorts oder westliche Markenhemden gesetzlich verboten. Bis zum heutigen Tag sehen sich iranische Frauen, die selbst über ihren Körper entscheiden wollen, Anfeindungen ausgesetzt. Al-

le Frauen, die 2017 und 2018 friedlich gegen die Zwangsverschleierung protestiert haben, wurden wegen Prostitution angeklagt. Auch ihre Anwältin, Nasrin Sotoudeh, sitzt inzwischen im Gefängnis.

Verhüllter Körper, verhüllte Stimme

Das Kopftuch hat eine lange und komplexe Geschichte. Im Persischen Reich trugen Frauen schon in vorislamischer Zeit eine Kopfbedeckung. Laut Fadwa El Guindi, der Autorin des Buches *Veil: Modesty, Privacy and Resistance*, wurden die allerersten Kopftücher nachweislich im antiken Mesopotamien getragen. In Assyrien entwickelte sich das Kopftuch zum Statussymbol privilegierter Frauen. Bäuerinnen, Sklavinnen und Prostituierten war es gesetzlich untersagt, ein Kopftuch zu tragen. Auch Männer trugen und trugen Kopfbedeckungen, um damit ihre gesellschaftliche Position auszudrücken. Bei den Tuareg in Nordafrika etwa dienen sie als Statussymbol zur sozialen Abgrenzung.

Mit den Jahren hat das Kopftuch sehr widersprüchliche Dinge repräsentiert: Rück- und Fortschrittlichkeit, Misogynie und Antikolonialismus, Widerstand und Gehorsam. Viele Frauen können sich allgemein inzwischen frei dafür entscheiden, ob sie einen Hijab tragen wollen oder nicht. Sie sind es auch, die darüber entscheiden, ob sie ihn aus persönlichen oder politischen Gründen ablehnen, ob er für sie Freiheit oder Unfreiheit bedeutet, ob er in ihren Augen ein Symbol für Unterwerfung ist oder ein Symbol für Widerständigkeit. Der bloße Stoff bedeutet wenig. Es ist die Trägerin, die ihm Bedeutung verleiht.

In der jüngeren Geschichte des Iran erfolgte eine massive Politisierung des Kopftuchs. Um das Land zu verwestlichen, erließ Reza Schah 1936 ein Dekret, das alle Formen des Hijab streng verbot. Um das Land wieder zu islamisieren, hat Ayatollah Ruhollah Khomeini 1979 verkündet, Frauen seien unverzüglich dazu verpflichtet, eine islamische Kleiderordnung einzuhalten. Reza Schah und Ayatollah Khomeini sind nur zwei Machthaber unter vielen, die ihre Autorität zu konsolidieren versuchten, indem sie in das Erscheinungsbild des weiblichen Körpers eingriffen. Als die iranischen Frauen auf Khomeinis Dekret mit groß ange-

legten Protesten reagierten, versicherte ihnen die Regierung, es handle sich dabei lediglich um »eine Empfehlung«. Dennoch wurde der Hijab verpflichtend: ab 1980 zunächst in allen Regierungsbehörden und in der öffentlichen Verwaltung sowie ab 1983 dann überall und ausnahmslos.

Nie hat sich die iranische Gesellschaft für das Recht der Frauen eingesetzt, frei zu wählen. Auch am 8. März 1979 nicht, als unzählige von ihnen in Teheran zu einer Kundgebung zusammenkamen, um den Internationalen Frauentag zu begehen. Wann immer Frauen sich gegen das Gesetz auflehnten, konnten die Proteste mühelos niedergeschlagen werden. Forderungen nach einem Ende des Hijab-Zwangs wurden von islamischen Gruppen als Ausdruck einer anti-islamischen Gesinnung aufgefasst. Linke Kräfte behaupteten, der Hijab sei ein Symbol für kulturelle Unabhängigkeit und die Ablehnung korrupter Royalisten, und sie erklärten, der Klassenkampf habe Vorrang vor den Rechten der Frauen. Viele Menschen schwiegen dazu. Niemand schien sich dafür zu interessieren, was die Frauen wollten.

Schon immer wurde der Kampf der Frauen um das Recht, selbst zu entscheiden, fehlinterpretiert, sowohl im Iran als auch im Westen. Es gibt Menschen, die in der Schmähung des Hijab eine Form der Islamophobie sehen. Andere sagen, der Wunsch der Frauen, frei wählen zu dürfen, sei das Resultat einer westlichen Verschwörung. Wieder andere argumentieren, hinter dem Wunsch nach Selbstbestimmung stecke der Wunsch der Männer, Frauen entblößt zu sehen. Als wären Frauen unfähig, Gleichheit und Autonomie aus ihren ganz eigenen Gründen zu wollen und einzufordern.

Und so mussten iranische Frauen in den achtziger Jahren zu ihrer Bestürzung erkennen, dass sie, obwohl sie dieselben politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Probleme mit den Männern teilten, in ihrem Kampf für die Gleichberechtigung der Geschlechter allein waren. Es war dieser Punkt, an dem das Schreiben noch wichtiger wurde als zuvor. Die auf sich allein gestellten, ungehörten Frauen erkannten, dass sie laut und deutlich benennen mussten, dass Frauen aufgrund ihres Geschlechts diskriminiert wurden, dass sie mit klaren Worten beschreiben mussten, worin das Leid von Frauen besteht. Die Zwangsver-

schleierung drängte die Frauen noch tiefer in den verbotenen Garten der Erkenntnis. Der Biss in den Apfel war bereits Geschichte.

Schreiben als Rebellion und Protest

Die persische Literaturtradition des 13. und 14. Jahrhunderts ist reich an Dichtern. Nach wie vor werden Autoren wie Rumi und Hafez international übersetzt und verehrt. Immer waren es Männer, die ein Monopol auf das geschriebene Wort hatten; weibliche Stimmen wurden unterdrückt. Die männliche Dominanz hat den literarischen Kanon nicht nur um mächtige weibliche Stimmen gebracht, sie hat auch dazu geführt, dass Frauen in ihrer literarischen Darstellung auf schöne Lippen, Augen und Haare reduziert wurden, auf Wesen ohne jede Handlungsfähigkeit. Der Gesellschaft im Allgemeinen und den Männern im Besonderen fehlte der Zugang zu authentisch-weiblichen Erfahrungswelten. Zwischen den Geschlechtern gab es keinerlei Austausch.

Aber nicht nur die weibliche Stimme, auch der weibliche Körper blieb verborgen: im sogenannten *andarnoonis*, einem Teil des Hauses, den Männer, insbesondere Gäste, nicht betreten durften. Frauen, die sich zeigten, brachten der Familie Schande. Und so wurden Frauen, die sich in die Öffentlichkeit wagten, als *harjai* bezeichnet – das Wort ist mehr oder weniger synonym mit dem persischen Begriff für Prostituierte. Darüber, wie sich die Abwesenheit von Frauen im öffentlichen Raum auf die Psyche einer Gesellschaft auswirkt, lässt sich nur mutmaßen. Von der Existenz einer konkreten Frau erfuhren jedenfalls nur Männer, die auf der Suche nach einer Ehefrau waren. Weibliche Körper und Stimmen waren lediglich Schattenbilder, deren Umrisse durch Andeutungen und Fantasien erzeugt wurden, wenn überhaupt. Wenn eine Frau vor einen Mann trat, musste sie verhüllt sein. Wenn sie schrieb, mussten ihre Worte versteckt werden. Dieses Denken lebt bis heute fort. Ein Beispiel dafür ist die Sprache, mit der etwa das staatliche iranische Fernsehen den Hijab-Zwang rechtfertigt: »Der Körper einer Frau ist wie ein Stück Schokolade, das bedeckt werden muss, damit sich keine Fliegen darauf niederlassen.«

Obwohl ihre Stimmen seit Jahrhunderten zum Schweigen gebracht und ihre Körper aus dem öffentlichen Raum verbannt wurden, haben iranische Frauen schon vor langer Zeit gelernt, sich durch das geschriebene Wort zu enthüllen. Es ist kein Zufall, dass die erste Frau, die öffentlich ihr Kopftuch abnahm (wenn auch nur vorübergehend), eine Dichterin gewesen ist, die sich längst befreit hatte – indem sie schrieb. Als Tahirih Qurrat al-Ayn (1814–1852) während einer Versammlung von Männern in Badasch, Provinz Mazandaran, ihr Haupt entblößte, löste sie damit unter den schockierten Betrachtern einen Sturm der Entrüstung aus. Einige bedeckten ihre Augen, andere hielten sich die Ohren zu, manche flohen sogar vor der Gotteslästerung, die sie verkörperte. Ein Mann erhob sein Schwert gegen sie, während ein anderer sich die Kehle durchschnitt, weil er die Schande nicht ertragen konnte.

Nach all den Jahren ist Tahirih Qurrat al-Ayn nach wie vor eine geheimnisumwitterte Persönlichkeit. Man hat in ihr die erste Frau gesehen, die als Märtyrerin in ihrem Einsatz für das Frauenwahlrecht gestorben ist, man hat in ihr eine persische Jeanne d'Arc gesehen, eine iranische Florence Nightingale und eine Verrückte, die »von lüsterner Zügellosigkeit besessen« war. Im Jahr 1852 wurde sie nach fast vierjähriger Haft in Teheran hingerichtet. Sie wurde 36 Jahre alt. Auf dem Höhepunkt ihrer Jugend und Kreativität hatte man sie in Einzelhaft gehalten, weil es keine Frauengefängnisse gab. Wozu auch, überall im Land standen die Frauen unter Hausarrest.

Tahirih war die erste Frau, die dafür bestraft wurde, dass sie es wagte, den Raum, den man ihr zugewiesen hatte, zu verlassen. Auch iranische Schriftstellerinnen wurden für diese Überschreitung immer wieder gedemütigt. Sie wurden als verrückt abgestempelt, in den Selbstmord getrieben, ins Exil gezwungen, eingesperrt und getötet. Frauen, die offen ihre Meinung sagen, werden als *salite* und *bi haia* bezeichnet, wobei es sich um Schmähungen handelt, die Frauen vorbehalten sind. Wann immer Frauen zusammengefunden und miteinander gesprochen haben, wurden ihre Unterhaltungen als dummes Geschwätz abgetan. Unverständliches Geplauder wird bis heute als *hamam-zananeh* bezeichnet – ein abwertender Begriff, der auf die öffentlichen Frauenbadehäuser anspielt.

Virginia Woolf hat bekanntlich gesagt, dass Frauen ohne ein eigenes Zimmer und eine gewisse finanzielle Stabilität nicht schreiben können. Obwohl ihnen weder das eine noch das andere beschieden war, begannen iranische Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts damit, eigene Texte zu veröffentlichen und ein Ende der Geschlechtertrennung einzufordern. Kunst zu schaffen, ein aussagekräftiges literarisches Werk hervorzubringen, erfordert Konzentration, Hingabe, schweißtreibende Arbeit – alles Dinge, die nicht so recht zu der gesellschaftlichen Erwartung passen wollen, die an Frauen herangetragen wird: hingebungsvolle Mütter und Ehefrauen zu sein. Und doch gelingt es iranischen Frauen, Literatur zu produzieren und in die Welt zu tragen. (Außerdem gehören sie inzwischen zu den am besten ausgebildeten Frauen im Nahen und Mittleren Osten.) Vielen literarischen Talenten ist die Möglichkeit zur Entfaltung aber bisher verwehrt geblieben. Unterprivilegierten Frauen vor allem. Frauen, die ethnischen und religiösen Minderheiten angehören. »Soll Simone de Beauvoir doch herkommen und mal für ein Jahr so leben wie ich. Ob sie hier wohl in der Lage wäre, auch nur eine Zeile zu schreiben?«, hat die prominente iranische Schriftstellerin Simin Daneschwar (1921–2012) in einem Interview gesagt.

Schreiben als Selbstenthüllung

Überall auf der Welt gibt es Frauen, die den Hijab freiwillig tragen. Iranischen Frauen wird diese Freiwilligkeit seit fast 40 Jahren verwehrt. Ich schreibe diesen Text als kurdisch-iranische Frau, die ihre Verschleierung als eine Form des Zwangs erlebt hat, als Verweigerung von Autonomie. Aber ich habe erfahren, dass es eine Möglichkeit gibt, diese Autonomie zurückzugewinnen, die mich unterdrückende Zwangsverschleierung wieder rückgängig zu machen: durch den Akt des Schreibens.

Lassen Sie mich das erklären: Mädchen, die ab dem achten Lebensjahr einen Schleier tragen müssen, während sich Jungs dem Wetter entsprechend kleiden, ohne Einschränkung spielen, rennen und lachen dürfen, erleben ihre Kindheit in Fesseln. Von diesem frühen Alter an

verinnerlichen Mädchen die Vorstellung, dass ihre Körper sündhaft und schändlich sind. So habe ich es erlebt, als ich im Iran aufgewachsen bin. Da ich gezwungen war, mich nach einem vorgegebenen Muster zu verhalten und zu kleiden, empfand ich mein Leben als etwas Abgeschiedenes und Schamerfülltes. Ich war von meinem eigenen Körper entfremdet, nahm ihn als Quelle der Versuchung für das andere Geschlecht wahr. Ich betrachtete mich als Objekt der Begierde, nicht als Mensch mit Wahlmöglichkeiten und eigener Sexualität. Der Schleier, den zu tragen ich gezwungen war, führte zur Entfremdung von mir selbst und den anderen. Für mich ist er ein Symbol für genau diese Erfahrung.

Schon in jungen Jahren bin ich der Welt der Literatur verfallen. Mit dreizehn kannte ich eine ganze Reihe moderner und klassischer Gedichte auswendig, von Rumi aus dem siebenten Jahrhundert bis zur feministischen Dichterin Forugh Farrochhzad (1934–1967). Literatur wurde mein Zufluchtsort, mein Rettungsanker. Mein Schreiben, erkannte ich, stand im krassen Gegensatz zur Abgeschiedenheit, Entfremdung und Unterdrückung, die mir die Verschleierung aufgezwungen hatte. Schreiben heißt, sich selbst zu enthüllen. Schreibend entblößt und enthüllt man sich, überwindet Hindernisse und Mauern und reicht über das Schreiben hinaus, verbindet sich mit der Welt. Gute Texte sind Mittel zur Reflexion und Welterkundung, sie geben sich nicht mit Zweideutigkeiten oder Klischees zufrieden, und sie heben die Folgen der Zwangsverschleierung auf. Der bloße Akt des Schreibens war und ist für Frauen im Iran und anderswo ein Akt der Rebellion, unabhängig von Inhalt und Stil. Ein genauer Blick auf die Unterschiede zwischen den Büchern, die vor und nach dem Hijab-Zwang veröffentlicht wurden, lässt jedoch eine große Verschiebung im Bewusstsein weiblicher Schriftstellerinnen erkennen.

Vieles von dem, was iranische Schriftstellerinnen vor der Islamischen Revolution von 1979 veröffentlicht haben, ließ jedes feministische Bewusstsein vermissen. Zari, die Protagonistin von Simin Daneschwars Meisterwerk *Suwaschun* (1969), ist eine weitgehend passive Figur. Der Roman spielt in Schiras während der letzten Jahre des Zweiten Weltkriegs und nach der Besetzung des Südirans durch die britischen

Alliierten. Zari beschäftigt, wie auch ihren Mann Yousef, die imperialistischen Verhältnisse und die ungerechte Behandlung der Landbevölkerung; für Geschlechtergerechtigkeit interessiert sie sich nicht. Die Revolution bleibt in diesem Roman den Männern vorbehalten. Zaris mutigste Handlung besteht darin, die Beerdigungszeremonie ihres widerständigen Ehemannes in einen öffentlichen Protest zu überführen, womit sie allerdings ihrer traditionellen Rolle als Ehefrau treu bleibt. Kaukab, die Protagonistin von Daneschwars Kurzgeschichte *Be Ki Sa-laam Konam* (etwa: »Wen soll ich grüßen«) suggeriert, dass echte Männer gut zu Frauen sind, solange die Frauen ihnen keinen Anlass geben, nicht mehr gut zu ihnen zu sein. Kaukabs Schwiegersohn, der ihre Tochter misshandelt, ist in ihren Augen folglich ein atypischer Mann, ein *namard*, ein sogenannter Nicht-Mann.

Interessanterweise hat der seit den achtziger Jahren bestehende Hijab-Zwang die Frauen nicht zum Schweigen gebracht. Er hat ihr feministisches Bewusstsein sogar gestärkt. Schreiben ist zu einem der wichtigsten Instrumente geworden, um sich gegen die Beschränkungen des eigenen Lebens zu wehren und Kommunikationsbarrieren zu überwinden. Die Zahl der Publikationen von und über Frauen ist sprunghaft angestiegen, Form und Inhalt haben sich stark gewandelt, es wird mit literarischen Formen experimentiert, die Texte leisten kreativen Widerstand gegen die Unterdrückung weiblicher Autonomie und weiblichen Begehrens.

Schahrnusch Parsipur's Roman *Frauen ohne Männer* (1990) ist ein gutes Beispiel für ein Buch, das Tabus gebrochen hat, indem es Geschichten von Frauen erzählt, die soziale und sexuelle Freizügigkeit leben. Parsipur, die viermal inhaftiert und deren Buch verboten wurde, hat weibliche Protagonistinnen erschaffen, die es nicht schweigend hinnehmen, dass Frauen unterdrückt und sexuell ausgebeutet werden, die ihre eigene Sexualität zum Ausdruck bringen, die sich über die Fixierung auf weibliche Keuschheit lustig machen und die ihren Widerstand gegen eine von Männern dominierte Kultur bekunden.

Der Wandel im Schreiben iranischer Frauen nach der Iranischen Revolution geht auf die Enttäuschung zurück, dass ihre Forderung, selbst wählen zu dürfen, sowohl von den politischen Weggefährten

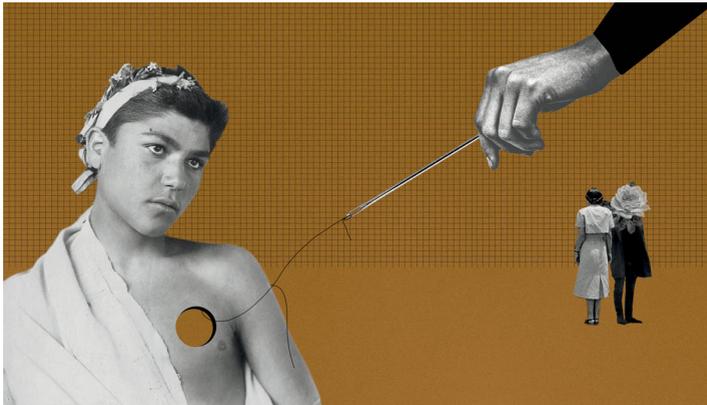
als auch von den Oppositionellen, letztlich also von allen Männern, unabhängig von deren politischer Orientierung, ignoriert wurde. Es kann daher nicht überraschen, dass im Iran zwischen 1983 und 1985 trotz strenger Zensur und Papierknappheit etwa 126 Bücher von oder über Frauen erschienen sind. Als man sie zwang, ihre Körper zu verschleiern, haben die Frauen das Wort ergriffen und als Dichterinnen und Schriftstellerinnen die Welt beschrieben, in der sie lebten.

Auch mir ging es so. Indem ich schreibend zu meiner Stimme fand, habe ich mich entschleiert. Je mehr ich las, umso verzweifelter suchte ich in der persischen und englischsprachigen Weltliteratur nach mir selbst. Aber niemand hatte über kurdische Frauen geschrieben, und so wurde mir klar, dass es an mir war, das nachzuholen. Ich erhielt ein Stipendium, um meinen Master in Englisch sowie Creative Writing an der University of Windsor in Kanada zu machen und verließ 2007 den Iran – für immer. So begannen sie, meine Jahre im Exil ... als Jahre des Schreibens.

Aus dem Englischen von Gregor Runge.

Acting Straight: Ein Text für meinesgleichen

Raeef al-Shalabi



Allmählich verlor alles seinen Sinn. Das ständige Lügen, es laugte mich aus. Ständig so zu tun, als ob. Diese gewaltige Einsamkeit. Eines Morgens wachte ich auf, und ich wünschte mir, ich wäre im Schlaf gestorben. Schließlich habe ich 37 Schlaftabletten der Marke *Ambien* geschluckt, ehe die Angst mich doch noch besiegte – die Angst vor dem Tod und vor der Frage, wie es für meine Mutter sein würde, wenn der einzige Sohn sich das Leben nähme, weit weg von ihr, irgendwo im Ausland, mit gerade einmal 26 Jahren.

Wenige Monate nach dieser furchtbaren Nacht kehrte ich nach Syrien zurück. Und ohne lange zu zögern, oder nach dem langen Zögern

eines ganzen Lebens, ergriff ich die erstbeste Gelegenheit und fuhr nach Beirut. Ich wollte einen palästinensischen jungen Mann suchen, den ich von früher kannte, über den mir später erzählt wurde, er lebe offen schwul. Als ich ihn endlich fand, offenbarte ich mich ihm. In wenigen Sätzen, die ich unter Nuscheln und Stocken hervorbrachte. Was ich dabei fühlte, war mir neu. Es war, als nähme mir jemand tonnenschwere Felsen von Brust und Schultern.

Amer, so hieß er, stellte mich seinen Freunden vor, die stellten mich wieder ihren Freunden vor, und bald frequentierte ich jene neuen Bars, die für Schwule und Lesben aus der Mittelschicht konzipiert waren. Denke ich heute an jene Orte zurück, so bemerke ich, wie gewöhnlich, brav und anständig sie gewesen sind. Aber damals waren sie außergewöhnlich für mich. Libanes*innen mit unterschiedlichsten regionalen und konfessionellen Hintergründen verkehrten dort und wenn der soziale Kitt auch Ähnlichkeit war, eine Ähnlichkeit der sozialen Herkunft und der Bildung, die den feiernden Gruppen oft anzumerken war, so wurde es in den lautereren, volleren Nächten durchmischer. Da kamen Syrer*innen und Palästinenser*innen, Heteros, Queers, teils aus der Arbeiter*innenschicht, die sich den Job hinter der Theke mit den Libanes*innen teilten, während die Stammkundschaft sich eher aus der gehobenen oder zumindest der mittleren Einkommensklasse zusammensetzte. Da waren auch Jordanier*innen, Iraker*innen, Ägypter*innen und Leute vom Golf, die entweder unter Beirut-Fans fielen oder regelmäßige, saisonale Besucher*innen waren, aber es gab auch ausländische Tourist*innen aus der ganzen Welt.

Alle gaben sich Mühe, schön und elegant auszusehen. Die Atmosphäre war ungezwungen und heiter, ohne aber ins Trashige zu kippen – zumindest galt dies nach den Maßstäben der globalisierten Schickeria, die dort ein- und ausging. Begegnete man dort zwei jungen Frauen auf ihrem dritten Date oder zwei mittelalten Männern, die seit fünfzehn Jahren als Paar lebten, konnte man für einige Augenblicke das Gefühl haben, in einer gänzlich anderen arabischen Welt gelandet zu sein. Einer Welt, die nicht von einer erbärmlichen Sexualmoral beherrscht wird, in der Queersein längst keine Frage mehr ist und dass, was Volljährige im gegenseitigen Einverständnis miteinander taten, ohne je-

mandem zu schaden, die anderen nichts weiter anging. Man konnte sich dort einfach so geben, wie man ist. Für Momente bekam man Luft, konnte durchatmen.

Erst Jahre später konnte ich Heteros gegenüber offen zu meinem Schwulsein stehen. Hätte man mir damals erzählt, ich würde eines Tages öffentlich und explizit über meine Sexualität sprechen, hätte ich das für einen schlechten Witz gehalten, oder ich wäre davon ausgegangen, ich hätte mich auf verstörende Weise verhält. Bis vor nicht allzu langer Zeit wollte ich nichts weiter als in Ruhe gelassen zu werden. Bloß einen kleinen Bereich sollte es geben, wo ich nicht zu lügen, mich nicht zu verstellen brauchte. Eine marginale Fläche, markiert durch die Schnittmenge zwischen der queeren Sphäre, in der ich mich weiterhin nur heimlich bewegte, und den paar Heteros, die mir nahestanden, die ich an einer Hand abzählen konnte. Eine Fläche, die mich mit einem Überlebensvorrat an Freundschaft, Liebe und Sinn versorgte. Im Gegenzug akzeptierte ich, außerhalb jener Fläche nach den allgemeinen Spielregeln zu leben. Meine Befreiung verfolgte nichts weiter als das absolute Minimum, ihr einziges Ziel war mein Überleben als Individuum. Die anderen Schwulen und Lesben gingen mich nichts an, und Queerness als politisches Anliegen schon gar nicht.

Wenn ich mir diese Haltung heute ansehe, weiß ich, dass dahinter ein riesiger Haufen Pessimismus stand. Denn damit ein Mensch überhaupt für eine bestimmte Sache kämpfen und somit sein Leben, seinen Ruf und das Glück seiner liebsten Mitmenschen aufs Spiel setzen kann, muss er ja überhaupt erst einmal glauben, zumindest ein bisschen, dass sein Kampf einen Sinn ergibt. Irgendwo tief in sich drin muss er das Gefühl haben, dass es zu einer Verbesserung der Situation führen könnte, all das zu riskieren, zu einem würdigeren Leben, zu einer freieren und gerechteren Gesellschaft. Ich glaubte damals an nichts davon. Im Gegenteil war ich der festen Überzeugung, jene libanesischen Bars wären das Höchste, das man sich auf diesem Fleckchen Erde wünschen könnte.

Ich hielt es für das Beste, den Dingen ihren gewohnten Lauf zu lassen, jenen nämlich, den sie seit Jahrtausenden genommen hatten, hinter diskreten Wänden, fest behütet im Schweigen – statt Hirngespins-

ten über Coming-Outs nachzujagen, von Gleichberechtigung zu fantasieren und sich juristische Fachbegriffe anzueignen, mit denen man über Menschenrechte diskutieren kann. Und so wie der Planet Erde um eine gigantische, grelle Sonne kreist, stand im Zentrum meiner pessimistischen Grübeleien stets derjenige, der für mich die Verkörperung aller Macht war, aller Eitelkeit, aller Gewalt, aller Privilegien und des allgegenwärtigen Hasses, dessen Klinge für immer und ewig an meinem Hals liegen würde: der heterosexuelle Mann. Der, dem Majestät und Ehre gebühren. Noch wenige Wochen, bevor ich diesen Essay zu schreiben begann, hatte ich, um ehrlich zu sein, keinem einzigen heterosexuellen Syrer offenbart, dass ich schwul bin. Ich war felsenfest davon überzeugt, dass ich mich, würde ich das tun, sofort einem wilden Schakal gegenüber fände, der stolz auf seinen Hass auf mich wäre, oder einem Fuchs, dessen Hass jederzeit in Hohn und Verachtung umschlagen kann.

»There are two kinds of straight people in the world«, sagt Brian Kinney, Hauptdarsteller der US-amerikanischen Fernsehserie *Queer as Folk*, die das Leben von fünf schwulen Männern im Pittsburgh der frühen 2000er erzählt. »Those that hate you to your face and those who hate you behind your back.«

Neben meinem Pessimismus war da noch etwas Anderes: Der Wunsch, mich zu assimilieren, saß tief. Eine Art Instinkt, mich besser den Spielregeln anzupassen, blind geleitet von der Hoffnung, ich würde mir so die Akzeptanz meiner Mitmenschen verdienen.

Denke ich heute an jene ersten Jahre zurück, jene Zeit, als ich gerade erst damit begann, mein Schwulsein zu akzeptieren, fällt es mir wie Schuppen von den Augen, dass ich damals noch immer eine Mischung aus Schmach und Minderwertigkeit aufgrund meiner Sexualität empfand. Ich war wie einer, der im Begriff war, an sich selbst eine vermeintliche körperliche Missbildung zu akzeptieren und der nun angestrengt versuchte, sich davon nicht länger behindern zu lassen. Wenn ich schon kein Hetero sein konnte, dann wollte ich wenigstens das sein, was einem Hetero am nächsten kam: ein schwuler Mann, dessen Schwulsein der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft so gut wie gar nicht auffällt. Ein schwuler Mann, der in der Heterowelt sicher nicht für Irritatio-

nen sorgt, indem er sein Schwulsein zum Thema macht. Ein schwuler Mann, der sein Schwulsein nicht zum Politikum macht, sondern der sich, im Gegenteil, bemüht, der Gesellschaft zu beweisen, dass er gut ist, *obwohl* er schwul ist.

Im Kern all dessen steht die Problematik der Männlichkeit. Mein Leben lang, von Kindesbeinen an, bin ich auf der Flucht gewesen: vor meiner vermeintlichen Unfähigkeit, soziale Männlichkeit zu performen. Dass ich in Wahrheit erfolgreich war darin, wurde mir ausgerechnet in dem Moment klar, als ich mir eingestand, dass ich schwul bin. In den Bars in Beirut, während der Abende in Damaskus und auf den Dating-Apps, die damals beliebt waren, sahen mich jene Männer, die auf *Maskulinität* fixiert waren, als einen von ihnen an. Eitel und zufrieden stellte ich fest, dass ich in der Schwulenwelt mit all ihrer bunten Vielfalt als maskuliner Mann gelesen werde. Hirnverbrannte Homophobe verstehen davon nur Bahnhof, sind sie doch der Ansicht, ein schwuler Mann sei per definitionem feminin.

Dabei gibt es tatsächlich viele Männer, die sich zum gleichen Geschlecht hingezogen fühlen, denen man in gewissen Zusammenhängen attestiert, man »sähe ihnen ihr Schwulsein gar nicht an«, die sich derlei Bescheinigungen oft auch bereitwillig ans Revers heften. »Der ist total maskulin, »kommt wie ein Hetero rüber«, »ist ein Macho«, »überaus diskret«, »also äußerlich merkt man ihm das gar nicht an«. Solche Beschreibungen zirkulieren unter schwulen Männern als positive Attribute, die für sich selbst angestrebt oder auch bei Partnern gesucht werden. Dem dürfte eine bunte Mischung aus diversen Haltungen zugrundeliegen: die sozial und historisch bedingte Disposition, die Attraktivität und Schönheit eines Mannes in erster Linie mit seiner *Kraft* und *Maskulinität* zu verbinden; das Vorliegen tiefer seelische Wunden, welche Männer seit ihrer Kindheit und Pubertät mit sich tragen und die dazu führen, dass sie ihre *Maskulinität* in den Vordergrund rücken, mitunter auf regelrecht obsessive Weise; und zuletzt sicherlich das pragmatische Motiv, den Vorurteilen der Gesellschaft zu entgehen und ihrem Zorn auszuweichen, der einem jederzeit gefährlich werden kann, außer eben, wenn man unsichtbar bleibt. Wobei das natürlich alles nur

Hypothesen sind, die auf persönlichen Beobachtungen und Eindrücken beruhen.

Sicher aber ist, dass dieses komplizierte Gemisch dazu beiträgt, in queeren Communities restriktive Vorstellungen zu reproduzieren. Darüber, was es heißt, weiblich oder männlich zu sein. Welches Verhalten und Auftreten männlich ist – und welches definitiv nicht. Wer männlich ist – und wer unmännlich, beinahe weiblich. Solche binärgeschlechtlich geprägten Annahmen führen bei vielen Schwulen, die sich selbst als *maskulin* sehen, zu einem gewissen Unbehagen, einer gewissen Kälte, zu Ablehnung und Überheblichkeit bis hin zu offenem Hass gegenüber denjenigen Schwulen, die sie als effeminiert, als Tunten, als Aufgeflogene oder, unterm Strich: als Frauen betrachten. Und anstatt sich in einem öffentlichen Befreiungskampf zu engagieren, bei dem sie mit den Genannten in einer Reihe stünden, wännen sich viele jener selbstgewissen Repräsentanten der *Maskulinität* durch ihre klischeehafte Lebensweise vor jeglicher Unterdrückung sicher. Ein paar Extremfälle glauben sogar, die Ursache des Problems sei gar nicht die heteronormative Gesellschaft, sondern das wären die Tunten, die mit ihrer Effeminierteit den Ruf der Schwulen in den Dreck zögen und so deren Akzeptanz bei den Heteros verhinderten.

Bewusst habe ich solche Gedanken nie übernommen. Aber ich habe stets enorm auf meine *Maskulinität* geachtet und mich dabei von jeglichen Personen ferngehalten, die irgendwie Blicke auf sich ziehen könnten. Heute erkenne ich, dass meine damalige Haltung durch *Taqiyya* geprägt war: Ich habe mich arg verstellt. In gewisser Hinsicht, so ehrlich muss ich sein, war sie zudem geprägt von: Mittäterschaft.

Erst im Rückblick konnte ich meinen damaligen Pessimismus und meinen Assimilationstrieb wahrnehmen. Während der Jahre ihrer Totalherrschaft über mich war ich mir ihrer nicht bewusst. Wessen ich mir hingegen durchweg bewusst war, war eine dritte Logik, die mich abermals daran hinderte, mich für queere Menschen und ihre Lebensumstände als soziales und politisches Anliegen zu interessieren. Nennen wir sie die Logik des Verschiebens – nämlich zugunsten anderer Prioritäten. Seit meinen ersten Abstechern in jene besagten Beirut Bars und deren diverse Parallelwelten lernte ich unter anderem eine

bestimmte Art von Leuten kennen: junge Männer und Frauen aus der LGBTQ+-Szene, die vor aller Welt offen zu ihrer Sexualität standen, die sich häufig auch in Vereinen organisierten und beharrlich Demos und Aktionen planteten, um auf die zu erkämpfende Freiheit und Gleichberechtigung im Kontext von sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität aufmerksam zu machen.

Ich war zwar beeindruckt von ihnen, gleichzeitig aber zweifelte ich an der Priorität ihres Kampfes in unserem arabischen Kontext. Halb ernst, halb ironisch pflegte ich sie zu fragen, wie sinnvoll es überhaupt sei, sich für die Rechte von queeren Personen in einer Region einzusetzen, wo niemand Rechte hat – weder Heteros noch Frauen, weder Mehrheiten noch Minderheiten. Ob es nicht sinnvoller wäre, schlug ich vor, erst einmal für die Rechte aller Menschen zu kämpfen und einen Nenner zu finden, den alle gemeinsam haben – und den Genderkampf auf irgendwann später zu vertagen? Und war es nicht auch so, dass der queere Kampf seine größten Siege in Ländern errungen hatte, wo Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und das Vokabular politischer und zivilgesellschaftlicher Rechte ohnehin schon fest verwurzelt waren? Wäre es demnach nicht besser, unsere Kraft in diese allgemeineren Fortschritte zu investieren, bevor wir uns in einem partikulären Kampf engagieren, in dem wir noch dazu so gut wie keine Verbündeten haben?

Dachte ich an queere Menschen in Syrien, stellte ich mir dabei immer Leute vor, die mir oder den Leuten in meinem Freundeskreis gleichen: junge Männer und Frauen aus der Mittelschicht, Akademiker*innen, die in Städten lebten, vermutlich ganz gut Englisch sprachen und generell auf dem Laufenden waren über Filme, Serien und Musik und alles, was die globale Popkultur sonst noch so hervorbrachte. Mit anderen Worten: globalisierte junge Menschen, die in der Lage waren, sich an den globalen Diskursen für LGBTQ+-Rechte zu beteiligen und die sich davon nur allzu gerne inspirieren ließen, immerhin waren auch sie Opfer derselben viktorianischen Sexualmoral, gegen die sich jene Kämpfe richteten.

Theoretisch wusste ich natürlich, dass Homosexualität überall vorkam, ob gelebt oder nicht. Auch außerhalb jener spezifischen sozialen Klasse, der meine urbanen Freunde angehörten, fand sie statt – zwi-

schen Frauen und zwischen Männern, zwischen Armen, weniger Armen, in den alten Vierteln von Damaskus und Aleppo, in jeder anderen Stadt, jedem Dorf und jeder Provinz. Allerdings habe ich mich gefragt, ob einem Menschen, der in jenen Welten gleichgeschlechtliche Beziehungen auslebte, seine Rechte als queere Person überhaupt etwas bedeuteten. Ob er sich als Schwuler bezeichnen würde, ob ihm das Wort *schwul* überhaupt geläufig war. Insgeheim war ich felsenfest davon überzeugt, dass es eine wahnsinnig elitäre Sache sei, von Schwulerechten zu sprechen. Eine Sache, die innerhalb der breiten Bevölkerung nicht einmal den Schwulen selbst etwas bedeutete. Im Umkehrschluss befand ich, dass es nicht nur vorschnell wäre, das Thema auf den Tisch zu bringen, sondern sogar gefährlich, weil es der queeren Gemeinschaft schaden könnte. Es würde die Aufmerksamkeit der konservativen Kräfte auf sie lenken, unter deren Radar sie seit jeher existiert hatte, ohne bemerkt zu werden. Nebeneinanderher zu leben, unbehelligt, würde nicht länger möglich sein.

Bis vor kurzem war dies meine Überzeugung. Ganz verlassen haben sie mich noch nicht, Gefühle und Gedanken wie diese, denn auf die eine oder andere Art sitzen sie fest. Innerlich ringe ich mit ihnen und sie mit mir, bis sie mir doch wieder heimlich entwischen, in einem unreflektierten Verhalten, einem unbedachten Satz oder einer spontanen Reaktion. In stillen Momenten kommen sie zurück. Dann sind sie ruhiger, aber doch resolut.

Noch immer habe ich einen harten Kern aus Pessimismus. Nimmt man es genau, besteht dieser fast nur mehr aus instinktivem Misstrauen. Ich fühle mich noch immer latent unwohl, wenn ich mich in der Öffentlichkeit unter Schwulen befinde, *denen man es ansieht*. Höre ich eine Aufnahme meiner Stimme, bin ich schlagartig genervt, weil ich einfach nicht das Gefühl loswerde, dass sie nicht rau und *maskulin* genug klingt. Bei all diesen Dingen sind mein Misstrauen und mein Assimilationstrieb so engmaschig verstrickt miteinander, dass ich sie oft kaum entwirren kann. Höre ich von einer positiven Errungenschaft in Richtung Freiheit, Würde und Gleichberechtigung, von einem kleinen Sieg meiner queeren Leidensgenoss*innen irgendwo auf der Welt, bremsen sie mich selbst in meiner Zuversicht. Dann erinnere ich mich daran,

dass im Deutschland der Zwanziger die Schwulen ja auch ihre Clubs und Bars gehabt hatten, dass sie sich überhaupt erstaunlich frei bewegen konnten. Und daran, wie präsent sie in der Gesellschaft gewesen sind, bevor man sie nur wenige Jahre später in die Konzentrationslager steckte.

Mache ich die Bekanntschaft eines heterosexuellen Mannes, gehe ich automatisch davon aus, dass er eine potentielle Gefahrenquelle ist. Dann versuche ich mich zu schützen, indem ich mich am Rockzipfel der *Maskulinität* festklammere und mich den Spielregeln entsprechend verhalte. Treffe ich mich mit befreundeten Aktivist*innen, werfe ich bei jeder Gelegenheit ein, dass die Belange der LGBTIQ+-Community nicht von den Belangen der restlichen Menschheit getrennt sein dürfen. Beharrlich und vermutlich nicht, ohne dabei zu nerven, werfe ich die Frage auf, ob ihr Narrativ von der Befreiung seinem Anspruch gerecht werde, die Lebensrealität aller widerzuspiegeln, oder ob es deren Repräsentation nur behauptet. Aber ich habe mich verändert. Oder etwas hat mich verändert: das menschliche Erdbeben, das Syrien im Jahr 2011 durchrüttelte, das die Wände meiner kleinen Welt einriss, das mich wegfegte, worauf es mich immer weiter forttrieb: in vollkommen andere Welten. Zum allerersten Mal hörte ich von heterosexuellen Syrer*innen, die die queere Causa tatsächlich verstanden und sie vor aller Welt verteidigten. Meist waren es mutige Frauen und Aktivist*innen, wobei sich unter letzteren mitunter auch Männer befanden, die sich gegen repressive, patriarchale Auffassungen von Männlichkeit stellten.

Manche Diskussionen, die ich in den sozialen Medien verfolgte, ließen in mir eine ungewohnte Zuversicht wachsen. Sie ähnelte der kollektiven Zuversicht, die die Demonstrationen in Syrien begleitet hatte. Ich verstand auf einmal, dass der Pessimismus der Unterdrückten in den Händen der Unterdrücker ab einem gewissen Punkt zur tödlichen Waffe wird. Mir wurde bewusst, dass wir sehr wohl Verbündete hatten, die bereit waren, ihre Stimme zu heben, um uns zu verteidigen. Als ich meine eigene Vorsicht und mein eigenes Schweigen gegen ihren Mut und gegen die Lautstärke ihrer Stimmen aufwog, da habe ich mich geschämt.

Dann habe ich, ohne je damit gerechnet oder es geplant zu haben, Syrer*innen eines völlig anderen Schlags kennengelernt: Zaki, Khaled, Mohammad, Wissam, Abdallah, Nuha, Hanan, Lina und noch viele mehr. Ich frage mich gerade, ob es überhaupt angemessen ist, sie als Schwule und Lesben zu bezeichnen. Sicher, das waren sie. Doch zu dem, was sie ausmachte, zählten neben ihrer sexuellen Orientierung ja noch viele weitere Dinge, so wie bei jedem anderen Menschen auch. Sie hatten verschiedene Temperamente, verschiedene Lebensumstände, waren unterschiedlich aufgewachsen und lebten übers ganze Land verstreut: in Homs, in Ghouta, in Yarmouk, in Raqqa, in Aleppo, unter den Massen der Fliehenden und später im Exil: in Beirut, der Türkei und Europa.

Die meisten dieser Leute lernte ich über einen gemeinsamen Nenner kennen, der rein gar nichts mit dem Thema sexuelle Orientierung zu tun hatte. Wir alle unterstützten die Revolution und engagierten uns auf die eine oder andere Weise in deren Kämpfen. Erst später, und zwar präzise der Chronologie folgend, in der man eine geheime Chiffre dekodiert, entdeckten wir jenen anderen Nenner, der uns alle miteinander verband. Ein paar Mutige gab es, die sich bereits vor einem relativ großen Personenkreis als offen queer zeigten, und es gab andere, die eher vorsichtig waren und sich mit einem winzig kleinen Freiraum begnügten, wo sie sie selbst sein konnten. Sie alle waren sich absolut klar darüber, wer sie waren. Sie waren damit im Reinen, und es war ihnen wichtig, das eigene Existenzrecht zu verteidigen. Im Gegensatz zu jenen, die ich davor in Beiruts Bars kennengelernt hatte, waren die meisten von ihnen regional verwurzelt und zutiefst engagiert in den Belangen ihrer Provinzen, Viertel und kleinen Dörfer. Von ihren Träumen, Eskapaden und romantischen Beziehungen sprachen sie ausschließlich in ihrer jeweiligen lokalen Mundart. Sie verstellten sich nicht und quälten sich gar nicht erst mit der Frage herum, ob sie auch repräsentativ genug wären oder ob sie das Recht dazu hätten, als queere Personen auf Freiheit, Würde und Gleichberechtigung zu beharren. Für sie war das keine Frage von komplexen theoretischen Erörterungen, es lag für sie einfach auf der Hand. Man könnte sagen, sie waren lokal verwurzelt und universell ausgerichtet, beides ohne großes Brimborium, ohne das

Gefühl, das Ganze erklären oder problematisieren zu müssen. Es war ihnen selbstverständlich.

Meine komplette Kindheit über hatte ich ein Gefühl totaler Verlassenheit, doch ich konnte es mir nicht leisten zu ergründen, warum das so war. Erst als ich diese jungen Männer und Frauen kennenlernte, habe ich emotional begriffen, dass ich nicht alleine bin. Aus Liebe zu meinen neuen Freund*innen begann ich, mich für LGBTIQ+-Rechte zu interessieren. Die Bindungen, die wir aufbauten, beruhten auf unseren geteilten Geheimnissen und Bekenntnissen. Auf dem existentiellen Horror, der uns derart lange begleitet hatte, dass er irgendwann ein Teil von uns geworden war. Auf den Schwerthieben der Kindheit und Pubertät, die auf unserer Haut tiefe Wunden und darunter noch tiefere Traumata hinterlassen hatten. Auf der Erkenntnis, dass die uns Nächsten zu denen werden können, die zu uns am grausamsten sind, die uns den größtmöglichen Schaden zufügen.

Als einige dieser Freundschaften von der virtuellen in die reale Welt wanderten, erst in Beirut, dann in der Türkei und schließlich in Deutschland, wuchs mein Bekanntenkreis. Schließlich schloss er sogar Leute mit ein, vor denen ich mich früher geekelt hätte, bei denen ich prompt das Weite gesucht hätte, weil ich sie als *Klischeeschwule* betrachtet hätte. Jetzt wurde mir klar, dass sie unter uns mit Abstand die Mutigsten und Stärksten waren. Ich kapierte nun, was es hieß, mit der ständigen Bedrohung zu leben, getötet, geschlagen, verhaftet oder gedemütigt zu werden, während man nichts weiter tat, als raus auf die Straße zu gehen. Ich sah, wie all die Gefahr, mit der sie täglich konfrontiert waren, sie in eine nie versiegende Quelle sarkastischen Humors verwandelte, der über das Leben lachte, über die Mächtigen, über die pikierten Gesichter, über die rigide Moral und zu guter Letzt über sich selbst. Ich spürte Neid, als ich hörte, dass sie, ganz anders als ich, die ihnen eigene Art, ihre besondere Natur, nämlich nicht von Kindesbeinen an mit fiebrhafter Vehemenz bekämpft hatten. Dass sie es tatsächlich von einem Augenblick auf den nächsten fertiggebracht hatten, sich zu befreien, zu vergessen und ... zu tanzen!

Zuletzt beschloss ich, diesen Text wie einen Brief zu schreiben, der in erster Linie an diese meine Freund*innen gerichtet ist. Adressiert

ist er zudem an alle, die ihn lesen wollen. An alle, die in unserer ach so glücklichen arabischen Welt der queeren Gemeinschaft angehören. Inzwischen habe ich verstanden, was für eine Kraft durch Coming-Outs und geteilte Geschichten zwischen Gefährt*innen und Fremden entstehen kann. Eine solch enorme Kraft, dass sie beim Durchhalten und Weitermachen hilft. Darum entschied ich, hier zu erzählen: von dem Käfer, der in mir hauste. Vielleicht kann meine Erzählung ja jemandem helfen, die eigene Einsamkeit zu überwinden. Die Angst. Den Selbsthass. Die Besessenheit mit Maskulinität. Oder den Drang, Schlaftabletten zu schlucken und sein Leben zu beenden. All das zu überwinden. Wir sind kein Ungeziefer. Keine Teufel. Wir sind keine Kranken, keine Kinderschänder. Wir sind keine Agenten des Westens, des Zionismus, der Freimaurer oder des Butzemanns. Wenn es einen Gott gibt, dann wird er es wohl gewesen sein, der uns erschaffen hat. Zweifellos. Darum gehört jede Doktrin, die das Gegenteil behauptet, in die Tonne.

Wenn es wiederum keinen Gott gibt, so schaden wir zumindest keinem, mit dem, was wir im gegenseitigen Einverständnis tun. Und wenn wir auf offener Straße getötet, von hohen Gebäuden gestürzt oder festgenommen werden, wenn auf Polizeiwachen unsere Intimsphäre durchleuchtet wird, werden wir nicht sagen: »Aber wir sind doch auch Menschen, selbst wenn wir queer sind«, sondern wir werden sagen: »Ja, wir sind queer, und das sind unsere Rechte.« Und wenn wir um unser Überleben kämpfen, legen wir Priorität auf den Kampf für alle. Denn wir kämpfen für Freiheit, Gerechtigkeit und die Rechte aller Menschen. Weil diejenigen, die unsere Rechte verletzen, durch uns die Verletzung der Rechte aller legitimieren, indem sie an uns zuerst üben, was sie später gegen alle loslassen. Das alles habe ich nicht in der Hoffnung aufgeschrieben, die Dummen und Bösen, die, die uns verachten, zu bekehren. Von ihnen erwarte ich mir sowieso nichts weiter als eine Riesenflut an Beleidigungen, Flüchen und Anschuldigungen, sollte es dieser Text je ans Licht schaffen. Nein, diesen Text schreibe ich für meinesgleichen.

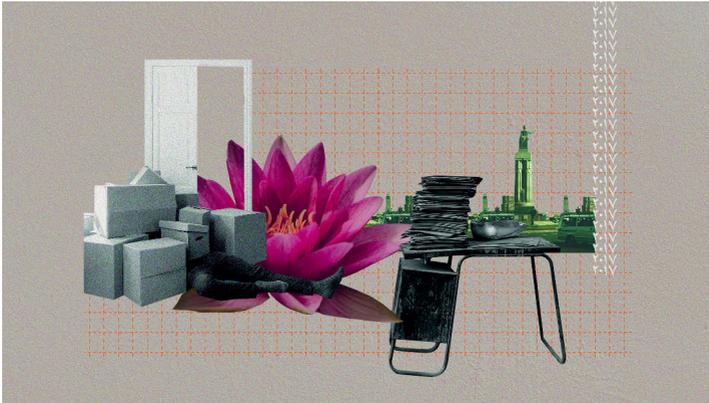
Ein langer Text. Nachdem ich mein Leben bis ins kleinste Detail darin preisgegeben habe, bin ich gleich beim Schluss angelangt. Jetzt bleibt mir bloß noch eines: Zuzugeben, dass mein Vorname nicht Raef und mein Nachname nicht al-Shalabi ist. Ich habe einen fast achtzigjähri-

gen Vater, für den ich das Licht der Welt bin. Jedes Mal, wenn ich beim Schreiben an ihn dachte, schien mir, mein Schreibtisch und mein Stuhl würden Reißzähne und Klauen ausfahren, um sie mir ins Herz und die Gedärme zu rammen. Ich werde ihm nicht das Herz brechen. Nicht meinem Vater, der alles gegeben hat, um mich glücklich zu machen. Ich sage ihm nicht, wer ich wirklich bin. Ich werde seine Gesundheit nicht aufs Spiel setzen. Ich riskiere seine Liebe nicht, riskiere nicht, dass er auf mich stolz ist. Wenn er eines Tages stirbt, werde ich bitterlich um ihn weinen. Meine Trauer um ihn wird eine Doppelte sein: die Trauer darüber, ihn zu verlieren, und die Trauer darüber, dass er so lange gelebt hat, ohne den wichtigsten Teil meiner Lebensgeschichte zu kennen. Aber ich kann nicht zulassen, ihn gebrochen, schockiert und traurig zu sehen – oder wütend, hart und aufbrausend. Um seinetwillen – ihm zuliebe – werde ich auch in Zukunft mit dieser sonderbaren Mischung aus Schönfärberei und Lüge leben, welche die Leute früher einmal *Taqiyya* nannten. Nach ihm bleibt mir, ganz gleich, wem ich begegne, keine Option als die Wahrheit. Sie ist die einzige Option, die wir als Gemeinschaft haben.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.

Dauerhaft vorübergehend

Alia Mossallam



Wir waren 2017 noch nicht lange in Berlin, mein Mann und ich, als unser Freund Asef Bayat, ein Soziologe, auf den wir große Stücke halten, uns fragte, welche Pläne wir für die kommenden Jahre hätten. Wir haben keine Pläne, sagten wir und lachten. Ich hatte gerade ein zweijähriges Forschungsstipendium erhalten, das mir die Arbeit an meinem ersten Buch ermöglichen sollte. Wir waren ursprünglich davon ausgegangen, nicht länger als ein Jahr in Deutschland zu bleiben. Bevor wir nach Berlin kamen, hatte ich sogar versucht, eine kürzere Stipendienlaufzeit zu vereinbaren. Nur für ein Jahr wollten wir alles hinter uns

lassen. Gerade so lange, bis sich die Verhältnisse in Ägypten beruhigt hätten.

So erklärten wir es Asef. Er warnte uns. Er sagte, wir seien drauf und dran, in eine Falle zu tappen, so wie er und viele andere 1979 nach der Iranischen Revolution. Nichts schien von Dauer zu sein, sagte er. Man glaubte, alles würde sich zum Besseren wenden, dass man einfach nur abwarten müsse. Manche, sagte Asef, würden schon seit Jahrzehnten in diesem Zustand der Vorläufigkeit leben. Oftmals im Ausland, ohne dort je richtig angekommen zu sein, ohne sich je Möbel gekauft zu haben. Manche, sagte er, würden nach wie vor darauf warten, dass sich die Verhältnisse noch änderten, damit sie endlich würden zurückkehren können.

Asefs Schilderung klang wie ein Fluch. Er hörte sich so besorgt an, als wären wir verwunschen. Als hätten wir die Augen vor der Wahrheit verschlossen. »Ihr dürft dem nicht nachgeben, denn das Vorläufige wird von Dauer sein«, sagte er. Dann stiegen wir in den Bus und die Türen schlossen sich mit dramatischer Wucht.

Stillstehen

Wenn ich mir die Anfänge der Revolution in Ägypten vor Augen führe, denke ich vor allem an die Parolen, die 2011 aufkamen. Bei einigen von ihnen erinnere ich mich bis heute an die konkrete Situation, an den jeweiligen Moment. Manchmal war es so, als entstünden sie spontan und kollektiv aus dem Moment heraus. Eine dieser Parolen lautete: *Ithbat*. Stillstehen.

Am Abend des 25. Januar waren wir auf dem Tahrir-Platz. Nach vielen Jahren war es uns zum ersten Mal gelungen, ihn in großer Zahl zu besetzen, und wir beschlossen, die Nacht dort zu verbringen. Gegen Mitternacht war es ruhiger geworden, die Protestierenden machten Pläne für einen Sitzstreik, der mindestens ein paar Tage andauern sollte. Die meisten Journalist*innen und Menschenrechtsbeobachter*innen hatten den Platz bereits verlassen. Plötzlich ging die Straßenbeleuchtung aus. Dann flogen Gummigeschosse, Tränengas wurde ein-

gesetzt, und alle stürmten los. Wir versuchten zu fliehen, mein Mann und meine Freunde und ich, weg von dort, woher die Schüsse kamen, aber wir wussten nicht, wo wir hinrannten, und schnell waren wir auch nicht, weil wir uns untergehakt hatten, um uns nicht zu verlieren.

Dann, inmitten des Durcheinanders, erhob sich in der Ferne eine zaghafte Stimme: »Ithbat, ithbat!« Andere fielen mit ein, und es dauerte nicht lange, bis eine Vielzahl von Menschen »Ithbat!« rief. Die Parole breitete sich über den ganzen Platz aus, bis auch ich mich traute, stehen zu bleiben und mit einzustimmen. Ich hielt mir die Ohren zu und weinte vor Angst, immer wieder öffnete sich mein Mund und rief inmitten des donnernden, tausendstimmigen Chors: »ITHBAT! ITHBAT! ITHBAT!« Das ging eine Weile so weiter, bis alle wieder verstummten. Die einende Kraft der donnernden Stimmen hatte den Menschen die Kraft gegeben, Widerstand zu leisten, anstatt vor der Polizei wegzulaufen.

Das arabische Wort *ithbat* geht auf die Grundform *thabat* zurück, die sich mit Standhaftigkeit übersetzen lässt, wie etwa in der Redewendung *al thabaat 'ala al-mabda* – *seinen Prinzipien treu bleiben*. Wenn man etwas als *thabit* bezeichnet, will man damit sagen, dass es beständig, unverwundlich ist. All diese Konnotationen waren in dem Moment präsent. Als ich das Wort hörte, als ich es aussprach, setzte ich alles daran, noch die letzte Faser meines Körpers zum Stillstand zu bringen, obwohl ich große Angst hatte und instinktiv fliehen wollte. Ich hielt mir die Ohren zu und hörte in mir den Widerhall meiner Stimme, die im Chor mit den Stimmen der anderen Menschen skandierte.

In Berlin zu sein, fühlt sich manchmal so an, als wäre das Gegenteil passiert. Als hätte ich dem Impuls wegzulaufen nicht widerstehen können. Als hätte ich die Zelte abgebrochen, um mich mit meiner Familie in Sicherheit zu bringen, vielleicht um so etwas wie Glück zu finden und nicht bei jedem Schritt von dem Gefühl verfolgt zu werden, dass ich schuld gewesen bin an der »Zukunft, die nicht kam«, wie es ein Graffiti in Kairo ausdrückt. Die ganze Zeit habe ich das Gefühl, die Menschen im Stich gelassen zu haben. Sie werden immer weniger und müssen die Stellung halten, müssen auf sich achtgeben, müssen kämpfen, damit wir die Räume, die wir erobert haben, nicht wieder verlieren. Indem

wir das Land verlassen, einer nach dem anderen, werden diejenigen, die bleiben, immer verwundbarer.

Gebet über die Angst

Im Jahr 2013, nach der blutigen Erstürmung des Protestlagers auf dem Rab'a-al-Adawiyya-Platz, schrieb der Dichter Mahmoud Ezzat ein Gedicht mit dem Titel *Gebet über die Angst (Salat al khuf)*. Der Titel nimmt Bezug auf ein in Kriegszeiten entstandenes islamisches Gebet, das Ängste zerstreuen soll. Auf YouTube findet sich ein mehrsprachig untertiteltes Video des Mosireen-Kollektivs, in dem eine Stimme dieses Gedicht rezitiert, während Aufnahmen von einigen der blutigsten Gräueltaten, die das ägyptische Militär seit 2011 verübt hat, zu sehen sind.

In dem Gedicht wird wiederholt der unbedingte und verzweifelte Wunsch geäußert, aus dieser Prüfung – aus diesem Kampf – hervorzugehen, ohne sich zu verlieren.

Siegen wir?
 Oder lassen wir uns zur Schlachtbank führen?
 Ist die Frage schändlich?
 Oder wäre es schlimmer zu schweigen?
 Haben wir den Weg freigemacht?
 Oder ist er zerstört?
 Kann Ungerechtigkeit jemals in blühende Gärten führen?
 Kann Unterdrückung jemals ein Tor zur Gerechtigkeit sein?
 fi 'adl babuh al dhulm? – Kann Unterdrückung jemals ein Tor zur Gerechtigkeit sein?
 fi 'adl babuh al dhulm? – Zu welcher Gerechtigkeit gelangt man durch die Türen der Unterdrückung?

Die Frage nach Türen und Wegen stellte sich immer wieder aufs Neue. In der Nähe meiner Kairoer Wohnung hat jemand die folgenden Worte an die Wand gesprüht: »Das Tor zu einem Ausweg ohne Risiko ist verschlossen.« Die Worte spielen darauf an, dass die Herrschenden der

arabischen Welt im Jahr 2011 die Möglichkeit hatten, zurückzutreten und zu fliehen, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden. Flucht ohne Rechenschaft war dem Graffiti zufolge aber keine Option mehr. Die Jahre vergingen, und irgendwann mussten auch wir uns die Frage stellen, durch welche Türen wir gehen würden, denn jetzt waren auch wir gefangen. Saßen wir fest, weil wir die politischen Herrscher und ihre Institutionen mit uns eingeschlossen hatten, ohne zu ahnen, wie lang ihre Reißzähne waren und wie tief ihre Wurzeln reichten? Der Weg in die Freiheit war vielen von uns verschlossen, wir konnten nicht fliehen, und was viel wichtiger ist: Wir wussten nicht, wie wir unseren Alltag bestreiten sollten, ohne rund um die Uhr im Kampfmodus zu verharren, beschwert vom Gefühl der Niederlage, immer wieder eingeholt vom Gefühl der Schuld, nicht stark genug gewesen zu sein, nicht ausreichend Widerstand geleistet zu haben gegen den Schrecken, der uns noch bevorstand.

Erspar uns diesen Anblick
 klar wie gleißende Gebirgsluft
 zwischen Blindheit und Licht
 Doch sind es nur Illusionen
 Bring uns unbeschadet hier raus
 Die Füße auf den Schultern
 Bring uns unbefleckt hier raus
 Ohne Blut an den Händen
 Erlöse uns von alldem
 Tausende von uns
 Hunderte von uns
 Eine von uns
 Führe uns wieder hinaus, nackt
 Wie alles begann
 Ohne Minister, ohne Gefolge
 Ohne Orden an der Brust
 Führe uns hinaus, unverbraucht
 Wie damals, als wir auf die Straße gingen
 Kinder wir alle

Ohne jede Angst
 Erlöse uns jetzt
 Erspar uns diese Prüfung
 Die Schlacht macht uns Angst
 Erspar uns diese Prüfung
 Die Schlacht macht uns Angst

Weitergelebt zu haben, während andere getötet wurden, kann man sich nur schwer verzeihen. Und dann ist da dieses nagende Gefühl, dass das Töten hätte verhindert werden können, auch wenn man nicht weiß, wie.

Wo fängt Faschismus an? Und wie? Faschismus beschränkt sich nicht auf einen einzigen Ort, er ist expansiv, breitet sich in uns aus, macht uns alle zu Monstern, auch wenn nicht wir diejenigen gewesen sind, die bei einem der vielleicht größten Massaker in der ägyptischen Geschichte Tausende von Menschen auf dem Rab'a-al-Adawiyya-Platz umgebracht haben. Während der Rest dabei zusah, fast ausnahmslos schweigend, hat das Militärregime die Anhänger der Muslimbruderschaft, seine wichtigsten Gegner, ausgelöscht. Ihr Tod ist die schwarze Leere, die sich zwischen uns gefressen hat.

Im ersten Jahr der Revolution hatten wir ein klares Ziel vor Augen: das Ende des Polizeistaats – als Bedingung für soziale Gerechtigkeit und Menschenwürde. 2011 hatten wir unser Ziel erreicht, aber dann scheiterte die politische Neuordnung des Landes durch den Obersten Militärrat. Alternativen zu denken war schwierig. Jeder neue Schritt stellte das Vertrauen in die Sache auf die Probe. Fragen waren weniger riskant als Antworten, Angst war greifbarer als Mut, und nun bestand der Kampf darin, einer Vision treu zu bleiben, die größer war als alles Politische.

Im November 2011 bekam ich das Gespräch zweier Männer mit, die langsam in Richtung Mohammed-Mahmoud-Straße gingen, auf der es gerade zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Protestierenden, bewaffneten Polizisten und dem Militär gekommen war. Was hier seinen Ausgang nahm, nannte man später *die zweite Revolution*. Einer der Männer sagte: »Ich habe Angst...« Und sein Freund antwortete: »Angst zu haben ist ganz normal.« Und weiter: »Angst und Mut schließen ein-

ander nicht aus. Ganz im Gegenteil, denk an Moses. Moses hatte immer Angst, und er war sehr mutig. Angst und Zutrauen kommen von hier.« Dabei schlug er sich mit der Faust auf die Brust. Sein Freund lächelte. Und dann sind die beiden weitergegangen, Arm in Arm, in Richtung Mohammed-Mahmoud-Straße.

Den Kampf fortsetzen, auf dem Sofa bei Freunden

Du wirst erleben, wie Heimatländer zerschlagen werden
 Menschenmengen auseinandergetrieben
 und einmal mehr wird die Welt staunend dabei zusehen
 und das Leben wird weitergehen, als wäre nichts geschehen
 Also komm, komm vorbeispaziert
 und bis du da bist, bis wir weitermachen
 breite ich auf unserem Wohnzimmersofa
 Liebe und Süßes für dich aus.

Aus dem Lied: Al Kanaba (Die Couch), von Kaharib, 2019

Erinnerungen an eine Revolution – oder die Tatsache, sie überlebt zu haben – machen einem das Herz nicht ausschließlich schwer. Wenn ich mir mein Leben vor der Revolution in Erinnerung rufe (vor allem die Jahre zwischen 2000 und 2010, in denen ich politisch aktiv war), dann habe ich eine Frau vor Augen, die mutiger war, als sie es heute ist, weil es sich zu lohnen schien und der Einsatz nicht allzu hoch wirkte. Heute bin ich verbittert, doch zugleich von einem Gefühl der Hoffnung erfüllt.

Zwischen 2000 und 2010 machte sich in allen Bereichen der ägyptischen Gesellschaft ein Erstarken bürgerschaftlichen Engagements bemerkbar. Die Menschen solidarisierten sich mit Palästina, traten für unabhängige Gewerkschaften ein, unterstützten die Vernetzung der Bäuerinnen und Bauern, kämpften für das Recht auf Landbesitz, wandten sich immer entschiedener gegen die Folterpraktiken in den ägyptischen Gefängnissen und gegen den damaligen Präsidenten Hosni Mubarak.

In jenen Jahren konnte man den Eindruck gewinnen, dass die gesellschaftlichen Räume, die wir als die unsrigen beanspruchten, immer größer wurden. Als auch die politische Opposition stärker wurde, entwickelte sich ein Verständnis dafür, wer das eigentlich war: dieses Wir. Damit einher ging ein Mehr an Solidarität, die Gemeinschaft weitete sich aus, wir begriffen, dass unsere Aufgabe als Bürger*innen darin bestand, über das hinauszugehen, was uns gestattet war. Wir beanspruchten die besagten Räume nicht nur, wir haben sie geschaffen. Die Stadt gehörte uns, und es lohnte sich, für sie zu kämpfen.

Egal, wofür wir uns einsetzten – alle, die an unserer Seite kämpften, wurden unsere Freund*innen, und für den kurzen, aber umso größeren Moment, in dem unsere Träume Wirklichkeit wurden, wurden unsere Freund*innen uns zur Familie. Ich engagierte mich nicht nur deshalb politisch, weil ich an die Möglichkeit einer anderen Welt glaubte und weil ich davon überzeugt war, dass wir diese Welt anstreben mussten und auch konnten. Ich engagierte mich deshalb, weil ich mir diese Welt zusammen mit meinen Freund*innen, meiner Familie und den Menschen, die ich liebte, erträumte, weil wir auf die Straße gingen und uns organisierten, weil wir schrieben und kreativ waren, damit die Welt, von der wir träumten, Wirklichkeit wird. Ohne all diese Menschen um mich herum hätte ich nicht gewusst, von was für einer Welt ich träumen soll.

Das Wichtigste auf dieser Reise waren die Menschen. Was mich mit ihnen verband, war der Traum von einer möglichen Welt. Von einer Welt, die vielleicht zu schön war, um Wirklichkeit werden zu können. Aber wir waren naiv genug, es wenigstens zu versuchen. Was wir erlebten, hat uns für immer verändert, wie alle Gemeinschaften, wie alle Menschen, die sich an einer Revolution beteiligt haben. Die alles getan haben für die Möglichkeit einer im Glanz der Gerechtigkeit erstrahlenden Welt. Damals hat sich gezeigt, dass uns die Ungerechtigkeit überlegen ist, aber so kann und wird es nicht ewig weitergehen.

Der inhaftierte Aktivist Alaa Abdelfattah hat einen Artikel geschrieben, in dem er davon berichtet, wie er im Gefängnis eine halbe Stunde mit seinem neugeborenen Sohn Khaled verbringt. Der Text schließt mit einem Satz, in dem der Name des Jungen – Khaled bedeutet: ewig

– mehrfach wiederholt wird: »Khaled ist die Liebe, Khaled ist die Traurigkeit, Khaled ist der Platz, Khaled ist der Märtyrer, Khaled ist das Land; ihr Staat dagegen währt nur eine Stunde dieser Ewigkeit, nur eine Stunde.«

In Ägypten lebt es sich heute weitaus gefährlicher als vor der Revolution. Folter ist allgegenwärtig, immer wieder verschwinden Menschen, die Gefängnisse sind voller junger Menschen, deren Phantasie grenzenlos ist, die einen Anspruch haben auf eine bessere Welt. Unsere Freiheiten wurden massiv beschnitten. Und trotzdem wird weitergekämpft, nicht nur auf der Straße, nicht nur gegen das Regime. Sondern auch im Widerstand gegen eine patriarchalische Gesellschaftsordnung und in dem Versuch, die hässlichen Praktiken des ägyptischen Staats aufzudecken, journalistisch, literarisch, künstlerisch. Vielleicht hat der Militärstaat die Regierungen der Welt auf seiner Seite, vielleicht verfügt er über Geld und Munition, Gefängnisse und ausgeklügelte Folterpraktiken. Aber wir haben Generationen von Menschen, die die Wahrheit kennen, die Wahrheit über die Schlechtigkeit dieses Regimes und die unermesslichen Möglichkeiten, auf die wir einen flüchtigen Blick erhaschen konnten – für einen kurzen Moment, der die Ewigkeit in sich trug.

Im März 2020, als ich während des ersten Corona-Lockdowns meinen Schreibtisch neu organisierte, fielen mir die Briefe eines guten Freundes in die Hände. Alaa Abdelfattah hatte mir zwischen 2014 und 2019 aus dem Gefängnis geschrieben. Im März 2019 wurde er freigelassen, nach einer fünfjährigen Haftstrafe wegen Teilnahme an einer Demonstration. Er war nur wenige Monate in Freiheit, bevor er nochmals entführt und ohne nachvollziehbare Anklage inhaftiert worden ist. Wenn ich seine Briefe lese, fühlt es sich so an, als würde ich mit Alaa sprechen. Seine Klugheit übersteigt den politischen Moment, in dem er schreibt, bei weitem. Ein Absatz aus seinem Brief vom 24. Februar 2014 hat mich besonders beeindruckt:

»Es muss uns endlich gelingen, damit aufzuhören, uns für Dinge, die uns passieren, schuldig zu fühlen, und wir müssen uns von dem Gefühl befreien, dass wir dem Schicksal ausgeliefert seien. Wenn wir akzep-

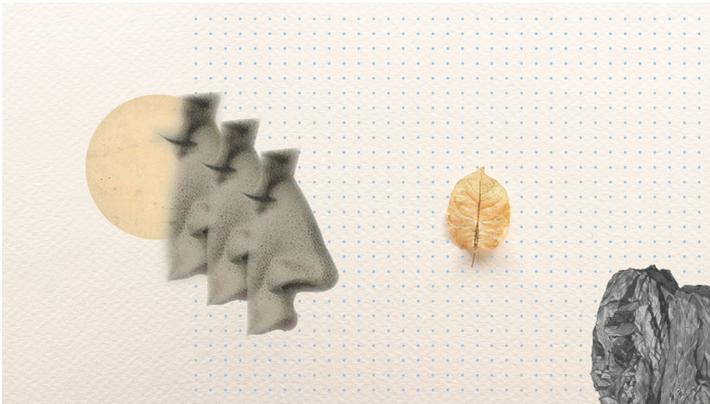
tieren, dass wir, solange wir stets versuchen, gut zu sein und Gutes zu tun, grundsätzlich ohne Schuld sind, dass wir den Zug des Schicksals nicht verpassen, bloß weil wir uns einen Fehltritt leisten oder einmal nicht pünktlich sind, dann wird unsere Fähigkeit, das Leben zu lieben, immer weiterwachsen. Es macht mich wütend, wenn die Leute sagen: Hätten wir am 11. Februar den Tahrir-Platz nicht geräumt, wäre dieses oder jenes passiert. Die Vorstellung, dass es den einen Moment, die eine Entscheidung gäbe, die den Lauf der Geschichte grundsätzlich verändern würde, ist ein romantischer Gedanke, einer von der übelsten Sorte, ein Gedanke, der lähmt, Schuldgefühle verursacht und Fanatismus und Intoleranz befördert. Wir werden eine weitere Möglichkeit finden, eine dritte, eine hundertste, wir werden unendlich viele Möglichkeiten finden müssen. Sonst wäre es kein Kampf.«

Für den Augenblick sind wir besiegt. Dieser Augenblick gehört ihnen, und er ist gefährlich. Kein Augenblick aber währt ewig – der Kampf für eine mögliche Zukunft wird diesen Augenblick überdauern.

Aus dem Englischen von Gregor Runge.

Al-Nif: Eine algerische Kurzgeschichte über Gejammer und Würde

Salah Badis



Ich stehe in der Schlange vor einem Geldautomaten der Algerischen Post in Hydra, einem der teuersten Viertel der Hauptstadt. Gemeinsam mit den älteren Mitbürger*innen, die ebenfalls anstehen, starre ich auf einen Mann, dessen Karte gerade von der Maschine verschluckt worden ist. »Gibt es ein Problem?«, fragt jemand. »Ist der Automat vielleicht leer?« Anstelle einer Antwort deutet der Mann auf seinen Vorgänger in der Schlange, dem es nicht anders ergangen ist. Beide haben gültige Bankkarten und die Geheimzahl korrekt eingegeben.

»Na wunderbar! Der Automat ist *tombé en panne*«, ereifert sich einer der Wartenden. »Wir haben so viel zum Wundern, dass wir uns sogar übers Wundern wundern!«

Um mich herum fangen die Leute zu tuscheln an. Ich warte hier mit einem Freund, er will ebenfalls Geld abheben. Nach dem, was den beiden Männern passiert ist, wollen wir das Glück lieber nicht herausfordern. Wir bieten der Frau hinter uns an, sie vorzulassen. Sie hat es wohl eilig und wagt den Versuch. Die beiden Männer gehen derweil in die Postfiliale, um sich ihre Karten zurückzuholen, die im Eisenbauch der Maschine verschluckt sind.

Bei der Frau funktioniert das Geldabheben, sodass ich Mut fasse und meine Karte, unter den skeptischen Blicken der Wartenden, in die Maschine stecke. Mein Begleiter tut es mir nach, und wenig später gehen wir mit gefüllten Geldbörsen wieder an der Schlange vorbei. Der Mann, der sich kurz zuvor über den defekten Automaten geärgert hat, hat sich offenbar warm geredet:

»Wir wundern uns hier über gar nichts mehr. *Vraiment, on le fait plus*. Eigentlich sollte man doch problemlos zum Automaten gehen und Geld abheben können. Ohne die Sorge, das Ding könnte nicht funktionieren. Wie kann man von uns Algeriern erwarten, dass wir diesen Plastikkarten vertrauen? Algerien ist vielleicht das einzige Land auf der Welt, wo dieses System nicht vernünftig funktioniert. Es heißt, wir würden das Geld gerne mit den Fingern berühren, *mais c'est pas ça*. Die Institutionen sind nicht vertrauenswürdig, *c'est ça le problème*. Warum sollten wir unser Geld zu einer Bank tragen, um es gegen ein Stück Plastik zu tauschen, das am Ende ja doch ein kaputter Automat verschluckt?«

Der Mann nimmt mich offenbar wahr, als ich neben ihm stehenbleibe. Während er in die Menge spricht, schaut er mich an. Er ist hochgewachsen und elegant gekleidet. Seine Stimme klingt weich, wenn er nahtlos zwischen Arabisch und Französisch wechselt. Er springt mit einer Leichtigkeit hin und her, die zweisprachigen Algerier*innen zueigen ist, während er von seinen eigenen Worten mitgerissen wird, sodass

man gar nicht anders kann, als sich ebenfalls mitreißen zu lassen. Wenn ihm kurz die Stimme bebt, möchte man ihn am liebsten umarmen und trösten. Aber er trägt einen Mundschutz und ich auch. Und wer möchte schon den Eindruck erwecken, die Abstandsregeln auf die leichte Schulter zu nehmen? Wäre sein Haar nicht (bis auf ein paar graue Strähnen) weiß, könnte er locker als Doppelgänger von Amin Zaoui durchgehen, dessen schwarze Haare wacker der Zeit trotzen.

Bei Amin Zaoui, liebe*r Leser*in, handelt es sich um einen weinerlichen Schriftsteller aus Algerien, der hauptberuflich der Vergangenheit nachtrauert. Zaoui schreibt seit den Achtzigern, er dürfte mittlerweile über sechzig sein. Seine ersten Werke verfasste er auf Arabisch. Nachdem er wegen des algerischen Bürgerkriegs ins Exil nach Frankreich ging, schrieb er auf Französisch weiter. Später ist er nach Algerien zurückgekehrt. Bis heute ist sein Schaffensdrang ungebrochen. Er schreibt wöchentliche Kolumnen, postet Textbeiträge auf Facebook, die er jeweils mit einem Foto von sich illustriert, und bereichert kulturelle Ereignisse durch seine bloße Anwesenheit. Zudem veröffentlicht er seit mehr als zehn Jahren jährlich zwei Romane, einen auf Französisch und einen auf Arabisch.

Ich war noch ein Kind, als ich das erste Mal von Amin Zaoui hörte, das war in einer Kultursendung, morgens im Radio. Auch damals schon hat er über den Niedergang der urbanen Kultur und die Rückkehr des Beduinentums gejammer. Er zitiert dabei mit Vorliebe Ibn Khaldun, den Übervater der arabischen Geschichtswissenschaft aus dem 14. Jahrhundert, während er lange, verschachtelte Sätze auf Französisch bildet. Er ist in die Irre gegangen, gemeinsam mit seinen von Inzest besessenen Romanfiguren, deren jüdisch-muslimische Familiengeschichte stets bis ins islamische Spanien zurückreicht, wie uralte Manuskripte in irgendwelchen Schreinen im Westen des Landes zu bezeugen wissen. Amin Zaoui geht es wie dem Mann, der auszog, um im Wüstensand nach bunten Kieselsteinen zu suchen, und der am Ende die Taschen voller Steine hat: Er kennt weder den Weg nach Hause, noch fällt ihm ein, was er mit seinen Fundstücken anfangen könnte.

Das Handy meines Begleiters klingelt. Er macht einen Schritt zur Seite, nimmt den Anruf an, und ich bin mit dem Doppelgänger von

Amin Zaoui allein. »Sie könnten mein Sohn sein«, sagt der zu mir. »Wir Älteren haben in diesem Land ja schon so einiges erlebt ...« Er stockt, tritt näher; nicht so nah allerdings, wie man es vor Corona getan hätte. Und mit gesenkter Stimme fährt er fort: »Kürzlich ist Khaled Nezzar zurückgekehrt, und es würde mich nicht wundern, *pas du tout*, wenn sie den ein zweites Mal zum Helden erklären würden. Die Anschuldigungen gegen ihn haben sie ja alle schon fallengelassen.«

Während der Mann erneut einen Schritt zurücktritt, spricht er leise weiter. Es ist jetzt ein Gespräch zwischen ihm und mir – um den launischen Geldautomaten geht es längst nicht mehr.

»Ich wohne hier, in Hydra, wo die hohen Beamten und Millionäre wohnen. Ich kenne sie alle. Nicht bloß aus dem Fernsehen, sondern aus dem täglichen Leben.«

Mein Freund beendet das Telefongespräch und kommt wieder zurück, wovon der Mann sich nicht stören lässt:

»Wenn ich mir anschau, was aus unserem Land mittlerweile geworden ist, kann ich nicht anders, als laut zu seufzen. Was haben die entwickelten Länder, das wir nicht haben? Ich habe mein Leben hier verschwendet. Wenn ich mich an das Jahr 1994 besinne, das war vor ... äh ...«

»Vor 26 Jahren«,

werfe ich ein.

»*Exactement*. Vielleicht waren Sie da noch so klein, dass Sie kaum Erinnerungen haben.«

»Ich erinnere mich an gar nichts – in dem Jahr bin ich geboren.«

»Na so was! Dann sind Sie sogar jünger als meine Kinder. Wobei das Alter ja nichts zu heißen hat.«

»Natürlich nicht.«

»In diesem Jahr habe ich womöglich die Chance meines Lebens verpasst.«

Er schweigt, aber nur kurz:

»Sie haben mir eine Stelle in Frankreich angeboten, à Poitiers. Kennen Sie Poitiers?«

Ich deutete auf meinen Begleiter und sagte:

»Er da hat in Frankreich gelebt, ist aber zurückgekommen. Über Poitiers weiß ich nichts weiter, als dass die Schlacht von Poitiers dort geschlagen wurde. Weiter nördlich sind die muslimischen Soldaten nicht gekommen ...«

An der Stelle übernimmt mein Freund:

»In letzter Zeit eskaliert die Polizeigewalt in der Stadt. Aber nicht nur in Poitiers, nein, überall in Frankreich. Im Parlament diskutieren sie ein Gesetz, das Videoaufnahmen von Polizisten unter Strafe stellt.«

Der kleine Exkurs zur französischen Polizei scheint nicht zur Geschichte zu passen, die der Mann erzählen will, jedenfalls schneidet er meinem Begleiter das Wort ab:

»Wie auch immer. In Poitiers haben sie mir eine Stelle mit Dienstwohnung und Dienstwagen angeboten, und meine Kinder waren damals noch klein genug, um sich einzugewöhnen. Wissen Sie, was ich denen gesagt habe?«

»Sie haben Nein gesagt und sind hierher zurückgekehrt«,

antwortete ich.

»Genau, *j'ai dit non et je suis retourné*. Trotz des blutigen Bürgerkriegs. Auf keinen Fall werde ich in Frankreich leben, habe ich denen gesagt. *Al-Nif* erlaubt es mir nicht.«

Als er den letzten Satz ausspricht, zeigt er auf seine von der Maske bedeckte Nase.

»Heute bereue ich das. Wie konnte ich dieses Leben aufgeben und zurückkommen? Ich bereue ...«

Ich falle ihm ins Wort:

»Was genau bereuen Sie? *Al-Nif*?«

Die Frage bringt ihn aus dem Konzept. Er verneint :

»*Non c'est pas ça*. Ich meine, ich bedauere meine Naivität und meinen Patriotismus, der ...«

»Nein, Sie haben nicht Patriotismus gesagt«,

unterbreche ich ihn.

»Sie haben *al-Nif* gesagt. Und das ist ein Unterschied.«

Der Mann lächelt unter seiner Maske, ich kann es an den Augen sehen. Ich rede weiter:

»*Al-Nif* ist die eine Sache und Patriotismus eine andere. Ich glaube nicht an Patriotismus, und Sie haben auch gar nicht davon gesprochen. Sie haben gesagt, Sie würden *al-Nif* bereuen.«

In die Defensive gedrängt antwortet er:

»Ich war jung und wusste vielleicht nicht, was ich da tat.«

»Aber warum hat *al-Nif* Sie daran gehindert, dort zu leben? Hat Frankreich Ihnen oder Ihrer Familie etwas angetan, wofür Sie sich rächen wollen? Oder geht es nur allgemein darum, dass die uns kolonisiert haben?«

»Ich meine ... *mais oui*, dass sie uns kolonisiert haben.«

»Und hat sich an der Geschichte der französischen Kolonisierung in letzter Zeit etwas geändert, sodass Sie Ihre Entscheidung nun bereuen? Ich habe kein Problem damit, wenn Algerier in Frankreich leben. Aber ich verstehe es auch, wenn Sie sich dagegen entscheiden. Solange Sie Ihre Entscheidung logisch begründen. Das Argument, sie hätten uns kolonisiert, finde ich unlogisch. Sie scheinen es selbst nicht so recht zu glauben.«

Liebe*r Leser*in, hier möchte ich eine kurze Pause einlegen, um die Bedeutung von *al-Nif* im algerischen Dialekt zu erläutern. Alle kennen das Wort, wodurch niemand eine Erklärung für nötig hält, und wird es doch einmal erklärt, bleibt die Bedeutung unscharf.

Natürlich ist mit *al-Nif* die Nase gemeint. Man sagt »jemand hat *al-Nif*« und meint damit »jemand ist stolz«. Wenn man in einem ara-

bischen Wörterbuch den Eintrag für Nase, *al-Anf*, aufschlägt, so findet man dort das abgeleitete Wort *al-Unfa*, welches Stolz bedeutet. Man sagt »Menschen mit stolzen Nasen« und meint damit »eigenwillige Leute«. Vielleicht haben sich diese Wendungen so entwickelt, weil die Nase das herausragendste Körperteil des Menschen ist. Steigt der Wasserspiegel über Nasenhöhe, ertrinkt der Mensch. Wenn er auf den Boden fällt, versucht er, sein Gesicht, insbesondere seine Nase, zu schützen. Deswegen heißt es »jemanden mit der Nase in den Staub drücken«, weil es bedeutet, jemanden zu erniedrigen.

Darum habe ich meinen Gesprächspartner mit der Frage, ob er *al-Nif* bedauere, aus dem Konzept gebracht. Natürlich will er Rückgratlosigkeit nicht zur Tugend erheben. Aber anstatt einfach zuzugeben, dass ihm da etwas Unbedachtes herausgerutscht ist, biegt er seine Aussage nachträglich zurecht, indem er behauptet, es ginge ihm gar nicht um *al-Nif*, sondern um seinen naiven Patriotismus.

»Damals bin ich viel gereist«,

versucht der Mann dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

»Ich ging davon aus, dass sich die Dinge zum Besseren wenden würden.«

Mein Begleiter fragt ihn:

»Was haben Sie damals eigentlich gemacht? Herumreisen und wohnen, wo die hohen Beamten und Generäle wohnen ... Haben Sie etwa für die Regierung gearbeitet?«

Nach kurzem Zögern antwortet er:

»Ja, so könnte man das sagen. Aber nicht als Beamter, ich war Ingenieur.«

»Vielleicht haben Sie deswegen die Hoffnung verloren«,

vermutet mein Begleiter.

»Es ist schwer, von so viel negativer Energie umgeben zu sein, ohne daran zugrundezugehen.«

Der Mann blickt ihn erstaunt an, während mein Begleiter seinen Gedanken weiterführt:

»Wie heißt es noch in dem bekannten Gedicht? Dem Sultan sollst Du kein Diener sein und seine Nähe solltest Du meiden. Vertraue auf Gott und darauf, was er dir gibt, dann wirst Du niemals Mangel leiden.«

Und dann herrscht Schweigen. Der Mann setzt mehrere Male an, etwas zu sagen, gibt dann auf und entschuldigt sich für sein Geschwätz. Wir widersprechen ihm natürlich, bedanken uns für das bereichernde Gespräch und wünschen ihm noch einen schönen Tag. Er ist ein guter Mensch, auch wenn er sein Klagelied redlich ausdauernd singt.

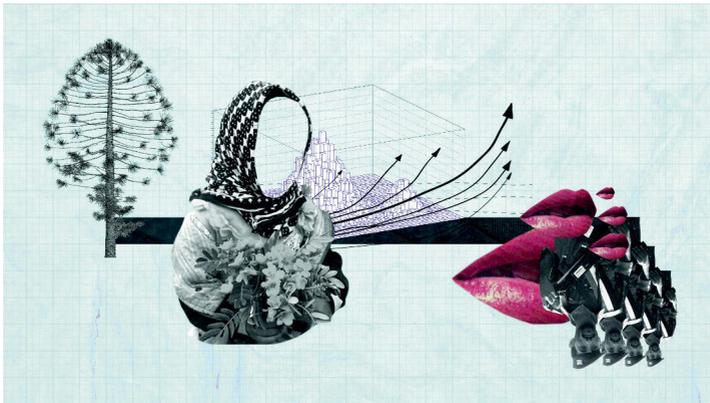
Auf dem Nachhauseweg unterhalte ich mich mit meinem Freund über den Mann, dessen Jammern und Beklagen, sich nicht in Frankreich niedergelassen zu haben. Mein Freund erklärt, er habe ihm vor Augen führen wollen, dass wir, die junge Generation, unter viel prekäreren Umständen leben, als er sie kennt. Wir müssen viel größere Unsicherheit aushalten, finanziell und psychisch, und trotzdem setzen wir Hoffnung in unser Land. Frankreich habe er nur deswegen verlassen, weil er den Herzschlag des Lebens dort nicht spüren kann.

Als ich schon längst zu Hause war, beschäftigt mich noch immer die Frage, wie sich die hocharabischen Wörter *al-Anf* (Nase) und *al-Unfa* (Stolz) zum algerischen *al-Nif* verhalten. Ich schlage online im *al-Ma'ani* unter der entsprechenden Wurzel nach und hangele mich von Ableitung zu Ableitung, bis ich beim Verb *anifa* ankomme. Kurz darauf stellt sich das Erstaunen ein, das alle kennen, die sich schon einmal in einem Wörterbuch verloren haben. Das Wort bedeutet: *über etwas jammern*.

Aus dem Arabischen von Mirko Vogel.

Die jemenitische Revolution: Würde war hier

Bushra al-Maktari



Würde hat Augen, Lippen und Schultern. Und Füße, die ihren Traum bis ans Ende tragen würden. Wie hätten diese ahnen können, dass sich ein Gewitter zusammenbraute? Dass der Ruf nach Freiheit bald verhallen würde, in der Mittagshitze dieses traurigen Landes?

Dabei waren es die Füße, die der Würde Gestalt verliehen, während sie sich den Boden, auf den sie stapfend ihre Schatten warfen, Schritt für Schritt zurückholten. Es waren die Schultern, die sich im Angesicht der näherrückenden Panzer strafften, nicht beugten und die dafür mit ihrem Blut bezahlten; es waren die Kehlen, deren Lärm die Tyrannen in die Flucht schlug. Es waren Augen, die zaghaft wachsende Flügel sahen,

dort, wo die Vergangenheit ihre langen Schatten warf. Den Menschen aber, die für Würde kämpften, ist ein anderes Los zuteilgeworden, genau wie ihrem Land – dem Jemen, der längst im Krieg versunken ist.

Ich schlage die Augen auf, erinnere mich: Der 2. Februar 2011 war ein Mittwoch. Es war gegen Mittag, als sich eine Gruppe junger Menschen, bestehend aus Journalist*innen, Anwält*innen und Aktivist*innen, in der Kanzlei von Yasmine al-Sabri in Ta'izz versammelte. Der kleine, fensterlose Raum schien sich zu weiten, als sollte die ganze Welt hineinpassen. Alle redeten durcheinander, laut und euphorisch. Die Gruppe *Jugend für Wandel* plante die Kundgebung, die am nächsten Tag stattfinden sollte. Einige diskutierten mögliche Versammlungsorte, andere sprachen über ihre Ängste und Erwartungen, wieder andere malten Slogans auf Pappschilder.

Die Stimmen von Sana'a, Yasmine, Mutlaq, Iban, Ishraq, Ahmed, Ghazi, Taufiq, Mohammed und Wissam überlagern sich in meiner Vorstellung. Ich sehe Yassin 'Abd al-Qadir vor mir, wie er sich über ein Stück Karton beugt. Während er mit rotem Marker die Forderungen der Revolution festhält, schreibt er sich die Angst aus den Fingern.

Yassin, ein schmaler, junger Mann mit dunkler Haut, kam aus einem der Dörfer auf dem Berg Jabal Sabir, wo man den Wolken ganz nah ist. Seine Art, von der Revolution zu träumen, war zielsicher und stark, wie die ruhige Stärke eines Kaffeebaums, dessen Äste zum Licht streben. Dass Träume manchmal bitter schmecken, erfuhr Yassin erst später. Wenige Monate nach der Demonstration sperrte ihn das Regime des damaligen Präsidenten 'Ali 'Abdallah Salih in eine Zelle in Ta'izz. Kaum älter als dreißig, ist er später im Krieg gestorben. In den Herzen seiner Angehörigen und Freund*innen hat sein Tod eine klaffende Wunde hinterlassen.

Am Tag nach dem Treffen bei Yasmine al-Sabri ist Yassin an der Spitze des Demonstrationzugs gelaufen. Mit nervösen Schritten bahnte er sich einen Weg: durch das Ussayfira-Viertel und, an der Tankstelle vorbei, zum Sitz der Gouvernementsverwaltung von Ta'izz. Die Mittagssonne brannte. Glitzernde Schweißperlen rannen den jungen Leuten über die Stirn. Es wirkte, als könnten sie die über Jahrzehnte gewachsene Angst nur äußerst behutsam ablegen, als müssten sie das

langsam machen, sich Schritt für Schritt zurückerobern. Ihre Schatten haben sich mir ins Gedächtnis gebrannt, ihre Konturen markierten die Grenzlinie zwischen Demütigung und Freiheit.

Ich weiß noch, wie sich die protestierende Menge vor der Betonabsperrung anstaute, die um das Verwaltungsgebäude errichtet worden war, und wie sie dabei einen Wall bildete, einen gewaltigen menschlichen Staudamm, ähnlich dem von Marib, während die Soldaten ihre Gewehre im Anschlag hielten. Oder die Szene, als Dr. Muhammad Makharish auf die Absperrung kletterte, um den Sicherheitskräften in ihren Panzerwagen seine blanke Brust entgegenzustrecken.

Vor meinem inneren Auge huschen die Schritte vorbei wie Lichtflecken. Sie flackern durch die Gassen und Straßen der Stadt, fegen über Dächer und Büroklötze und erlöschen. Diese Schritte waren noch nicht so zäh und selbstbewusst wie jene, die später durch die Straßen und Dörfer hallen würden, Tag für Tag, durchs ganz Land, als die Menschen zum Freiheitsplatz in Ta'izz zogen, um dort Protestcamps aufzubauen, oder als sie den Platz des Wandels in Sana'a eingenommen haben, bevor die Kriegsparteien sich darauf einigten, miteinander erneut im Krieg zu sein. Nein, diese Schritte waren ungeübt und unerfahren. Sie wussten noch nicht, dass der aufziehende Sturm mit Gewalt ihre Träume niedermähen würde. All ihre Träume vom Recht auf eine Heimat, in der jeder Mensch willkommen war.

An jenem Tag waren die Schritte dazu gezwungen, eine Wand aus verächtlichen Blicken zu streifen. Solche Blicke galten den Frauen, die sich einfach so auf Straßen bewegten, die normalerweise nur Männern vorbehalten waren. Lebhaft sehe ich vor mir, wie die Rechtsanwältin Yasmine al-Sabri inmitten eines kleinen Pulks auf dem zentralen qat-Markt stand. Mehr als zehn Mitstreiterinnen dürften es nicht gewesen sein. Von einem fahrenden Händler hatte sie sich ein Megafon ausgelorgt, in das sie heiser schrie, wobei sie den Kopf in den Nacken warf: »Arbeiter aller Länder, wehrt euch! Bauern aller Länder, wehrt euch!« Ihre Stimme hallte über den gesamten Markt, sie übertönte dessen Getöse, übertraf die Flüche der Verkäufer und das Raunen und Murmeln der Schaulustigen.

Wenn ich so zurückdenke, sticht mir das Herz. Plötzlich ist es wieder da, fast kann ich es hören: dieses bestimmte Knattern, das er von sich gab. Revolutionsbus, so nannten wir ihn. Das kleine weiße Klappergefährt brummte durch die verwinkelten Gassen der Stadt. Unter Qualmen starb ihm manchmal abrupt der Motor ab. Dann schoben ihn die Demonstrant*innen kräftig an. So arbeitete man sich vorwärts, mitten durch die Menschenmenge, die gerade auf dem Fischmarkt in der Stadtmitte unterwegs war. Die Fischverkäufer, welche hinter ihren Tischen standen, das Filetmesser in der Hand, musterten die jungen Demonstrant*innen scharf, die da in aller Herrgottsfrühe hinter einem knatternden Bus herzogen.

Der Bus gehörte dem Genossen Ayub al-Salihi, der nichts Geringeres bezweckte, als – um es mit seinen Worten zu sagen – die revolutionäre Beschleunigung voranzubringen. Aus den Lautsprechern des Revolutionsbusses ertönte: »Dieser Tag gehört mir, ich laufe in sein Licht«. Der Schwung dieses patriotischen Lieds von Ayub Tarish steckte uns an. »Aller Stolz meines Landes wohnt in mir, all seine Schande tut mir weh«, ging es uns durch die Ohren hinein in die Köpfe, und wir merkten, dass wir womöglich wieder stolz sein konnten, stolz auf dieses Land, das uns doch allen gehören sollte. Längst jedoch hat sich gezeigt, dass der Jemen nicht allen gehörte, sondern nur den aktiven Kriegsparteien. Damals aber nahmen wir jene Sicherheitskräfte kaum wahr, die uns aus wutblitzenden, kalten Augen und mit im Anschlag gehaltener Waffe beobachteten; und auch an die Panzer, deren Kanonenrohre die Bewegung der Demonstration begleiteten, haben wir unsere Aufmerksamkeit nicht verschenkt.

Tag für Tag fuhr Genosse Ayub mit seinem Revolutionsbus durch die schwerbewachte *Zone der Angst* bis an deren äußerstes Ende, wo er den Soldaten seine Freiheitsparolen entgegen schmetterte. Ayub, der einer Verhaftung bisher durch pures Glück entgangen war, wurde Jahre später von einer selbsterklärten Revolutionsmacht verschleppt. Den Revolutionsbus haben die neuen Herrscher auf dem Freiheitsplatz verrotten lassen, er steht dort noch als Mahnmal, während man Ayub in die Keller eines bis heute unbekanntes Gefängnisses verbannte.

Erst in den Körpern von Menschen, die dem Tod ins Auge blicken und die dem Scharfschützen entgegentreten, der es auf ihre Träume abgesehen hat, erst dort, in diesen Körpern, wird Würde zur Naturgewalt.

Es muss etwa zur gleichen Zeit gewesen sein, als die Journalistin Maha al-Sharjabi in unser Leben trat, als wäre sie ein Morgenstern am Nachthimmel. Wer die Würde aufspüren will, in der Geschichte der Revolution, kommt an dieser Frau nicht vorbei. Wie sie tagein, tagaus mit dieser kleinen Kamera herum lief, um Demonstrationen zu dokumentieren, um den Alltag im Protestcamp auf dem Freiheitsplatz zu protokollieren. Wie sie einmal eine aus Islamisten bestehende Menschenkette sprengte, mit der die weiblichen von den männlichen Demonstranten getrennt werden sollten. Mit ihrem Sonnenschirm bewaffnet führte sie den Marsch an. Als echte Bürgerin stellte sich Maha nicht nur der Diskriminierung von Frauen, sondern jeder Form von autoritärer und patriarchaler Unterdrückung entgegen.

Da war diese eine Situation, als vor dem staatlichen *al-Thawra*-Krankenhaus ein Panzer stand und Granaten auf die Demonstranten feuerte. Aus allen Richtungen wurde geschossen, ein Demonstrant wurde getötet. Während alle um ihr Leben rannten, lief Maha todesmutig auf einen Soldaten zu. Ich sah sie mit ihm diskutieren und dabei sein Gewehr umgreifen, sodass er schließlich den Gewehrlauf senken und den übrigen Demonstrierenden gestatten musste, die Demo fortzusetzen.

Ich erinnere mich an eine andere Demo, bei der die Menschen ihre Angst in Mut wendeten. Die Armee hatte mit Wasserwerfern und Panzerwagen vor dem Rundfunk- und Fernsehgebäude Stellung bezogen und war nun dabei, auf die Protestierenden in der Maliya-Straße zuzurollen. Doch der Widerstand jener Schutzlosen gegen ihre Peiniger ließ sich weder durch Patronenregen noch durch Tränengas brechen. Es war, als würden sie dem Tod nicht länger gehorchen. Wann immer ein Verletzter verarztet worden war, kehrte dieser sogleich in den Kugelhagel zurück. Die Sicherheitskräfte hatten gerade ihre dritte Tränengasgranate abgefeuert, Protestierende lagen zu Dutzenden bewusstlos am Boden. Wie es passiert war, weiß ich nicht, aber ich rollte eine Straße hinab, die an einer Stelle plötzlich abschüssig wurde. Ich erinnere mich nur noch an Mahas Hand, die sich inmitten von Rauch-

schwaden und Kugelhagel nach mir ausstreckte. Mit einem Mal stand auch ich wieder auf meinen Füßen: zwischen Maha, Riham, Yasmine und den anderen Mitdemonstrant*innen. Gemeinsam schrien wir gegen die Arroganz des Regimes und die Barbarei der Sicherheitskräfte an.

Würde zieht oft Unterdrückung nach sich. Zum Beispiel dann, wenn das Regime den Menschen das Demonstrationsrecht verweigert oder Protestcamps niederbrennt. Dann lässt sie sich kaum noch greifen. Doch selbst inmitten großen Unrechts scheint es den Menschen manchmal zu gelingen, die Würde mit ihren bloßen Körpern neu zu erschaffen.

Ich erinnere mich an den 19. Mai 2011. Es war ein Sonntag. Die Sonne ging gerade unter, der Himmel über dem Freiheitsplatz war mit Wolken aus Tränengas verhangen. Ich konnte weder meine Füße noch die Gesichter der Flüchtenden sehen. Körper kollidierten, während alle um ihr Leben rannten. Panische Schreie betäubten meine Ohren; der Freiheitsplatz, auf dem Regimetruppen die unbewaffneten Protestierenden angriffen, hatte sich in ein Schlachtfeld verwandelt. Zu diesem Zeitpunkt befand sich das Protestcamp seit über vier Monaten dort, die Sicherheitskräfte hatten es still geduldet. Nördlich des Südausgangs hatten sie derweil Panzerwagen postiert und so eine bis zu diesem Tag gültige Grenze zwischen den beiden Parteien markiert. Und jetzt wurden einige Demonstrant*innen zu einem Sicherheitsposten vor dem Eingang des Platzes gelockt – das war der Startschuss zum Niederbrennen des Protestcamps. Kugeln flogen kreuz und quer, Tränengas mischte sich in den Qualm des Feuers, das die Schlafzelte der Protestierenden zu Dutzenden verschluckte. Die übrigen Zelte wurden von den Planierfrauen des Militärs plattgewalzt. Währenddessen hat der Sicherheitsausschuss der Reformpartei die Flucht ergriffen, und die Führungsfiguren der Parteien, die vor kurzem noch über Redezeit auf der Bühne gestritten hatten, taten es ihm gleich.

Nur wenige Demonstrant*innen hielten bis zum Schluss die Stellung. Ich erinnere mich an einen alten Mann, der stur vor seinem Zelt die Nationalflagge schwenkte und sich weder von den Planierfrauen noch von den in seine Richtung feuern den Sicherheitskräften beein-

drucken ließ. Stoisch stand er dort, stolz wie der letzte Wächter der Freiheit, umgeben von Rauch und Flammen, inmitten fallender Schüsse und verzweifelter Schreie.

Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, war vom Protestcamp nur noch Asche übrig, und die Soldaten der Anti-Terror-Einheiten führten ihre massiven Körper auf dem verwüsteten Platz spazieren. Polizeihunde erschnüffelten die Spuren der Protestierenden. Bald schon hatten die Sicherheitskräfte eine verlassene Schule umzingelt, in der sich einige junge Männer versteckt hielten. Ich sah, wie sie einen Demonstranten fesselten, zu Boden warfen und auf ihn eintraten. Doch dieser Körper, der sich gerade noch unter ihren Tritten wand, ist einfach wieder aufgestanden, um Parolen gegen das Regime zu brüllen. Selbst als ein Soldat ihn mit aller Kraft ohrfeigte, hat er nicht aufgehört. Die auf ihn gerichteten Gewehre schien er gar nicht wahrzunehmen.

Würde zeigt ihre Stärke dort, wo sie die Schritte der Ängstlichen vorwärtszwingt.

Ich erinnere mich an den Morgen des 3. Juni 2011. Ein Freitag, an dem es so aussah, als sei der Tag des Jüngsten Gerichts angebrochen. Die Straßen waren gesperrt, die Geschäfte geschlossen, die Märkte menschenleer. Nirgends eine Spur von Leben. Ta'izz hatte sich in eine Geisterstadt verwandelt, in der es kein Geräusch gab – außer dem Bellen der Hunde und den Lautsprecherdurchsagen der patrouillierenden Anti-Terror-Einheiten, die die Bewohner*innen dazu aufforderten, in ihren Häusern zu bleiben und Demonstrant*innen zu melden. Sowohl auf den Hauptstraßen als auch in den Nebenstraßen waren Panzerwagen des Militärs stationiert, ebenso wie Mannschaften der Sicherheitskräfte und Wasserwerfer, wobei letztere neben heißem Wasser auch Chlor und Tränengas versprühten. Am Eingang des Platzes der Freiheit standen zwei Panzerwagen der Armee; Soldaten der Anti-Terror-Einheiten hinderten die Bewohner der an den Platz angrenzenden Gebäude daran, ihre Häuser zu verlassen.

Als ich gemeinsam mit einigen Demonstrantinnen aus dem Haus meiner Schwester trat, hielt uns ein Soldat auf und fragte, wohin wir wollten. Ich kann mir bis heute nicht erklären, wie es uns gelungen ist, an ihm vorbeizukommen, wie wir es schafften, uns trotz Checkpoints,

Sicherheitskräften und gesperrter Straßen bis zum Hotel Deluxe in der Stadtmitte durchzuschlagen, um dort gegen das Demonstrationsverbot des Regimes zu protestieren. Immerhin waren nicht nur die Freundinnen gekommen, mit denen wir die Aktion geplant hatten. Sondern jede hatte ihre Mutter, Nachbarin, Freundin, Tochter oder anderweitig Angehörige mitgebracht, so dass wir ein ziemlich beeindruckendes Bild abgegeben haben müssen, als wir uns vor dem kanadischen Sprachinstitut versammelten – direkt also neben dem Aufgebot des Sicherheitsapparats vor dem Hotel. Nur zehn Meter trennten uns von den gepanzerten Militärfahrzeugen, dem Wasserwerfer und jenen Mannschaften der Bereitschaftspolizei.

Die Frauen begannen, Parolen gegen das Regime zu rufen, woraufhin die Soldaten das Feuer eröffneten. Davon ließen sich die Demonstrantinnen nicht einschüchtern. Nach dem Niederbrennen des Protestcamps hatten sie vorerst keine Demonstrationen gewagt. Aber jetzt hatten sie die Angst überwunden. So wagten es nun auch einige junge Männer, sich ihnen anzuschließen. Die Soldaten und Sicherheitskräfte schossen derweil immer gezielter in Richtung der Demonstrierenden, auch Tränengaskartuschen kamen zum Einsatz. Ich erinnere mich, wie sie sich gerade noch in die angrenzenden Gassen und Gebäude retten konnten. Über zehn Frauen waren es, die sich in einem Gebäude neben dem Restaurant *Aden* versteckten. Der bloße Gedanke an das Zischen der Kugeln, das Bellen der Hunde und die Schreie der Demonstrantinnen versetzt mich noch immer in Angst und Schrecken. Schließlich umstellten Sicherheitskräfte und Soldaten der Anti-Terror-Einheit das Gebäude und belagerten es über drei Stunden lang. Die Polizei forderte die Frauen über Lautsprecher auf, die Tür zu öffnen. Falls dies nicht geschähe, würden sie diese aufbrechen. Schlagstöcke und Militärstiefel verbeulten die Tür, hinter der sich die Frauen verschanzt hatten. Letztlich wurde sie doch von innen geöffnet. Einer der Frauen war es gelungen, freies Geleit für die Demonstrant*innen zu verhandeln. Hinter der Tür hatten die Frauen einen menschlichen Schutzschild gebildet, der den Sicherheitskräften den Zutritt verwehrte. Auf diese Weise sollten die Demonstranten auf dem Dach ausreichend Zeit gewinnen, um über die angrenzenden Häuser zu fliehen. Ich habe die Flüche nicht ver-

gessen, die einer der Soldaten den Frauen hinterherrief, während diese das Gebäude erhobenen Hauptes verließen: »Und ihr versteckt sie noch, ihr Huren!«

Wenn allen Widrigkeiten zum Trotz ein Wunder geschieht, leuchtet sie aus den Gesichtern: Würde.

Ich erinnere mich an den Nachmittag des 4. Juni 2011. Es war ein Samstag. Die Stadt bebte unter dem Einschlag von Granaten, es lärmte in der Ferne. Die Kräfte von Präsident Salih befanden sich mitten in einem Gefecht mit Stammeskriegern und Revolutionären. Überall in der Stadt wimmelte es von gepanzerten Militärfahrzeugen und Soldaten der Anti-Terror-Einheit. Mehr als zwanzig Frauen demonstrierten an diesem Tag friedlich gegen die Militarisierung der Revolution. Sie hatten sich in der Wadi-al-Qadhi-Straße versammelt. Von den dortigen Soldaten ließen sie sich nicht einmal einschüchtern, als diese das Feuer eröffneten. Dann ist ein Panzer auf die Demonstrantinnen zugerollt, woraufhin eine junge Frau namens Sabrin sich ihm in den Weg stellte. Während der Panzer auf sie zusteuerte, setzte sie sich auf den Boden und erhob die Hände, als wäre sie eine griechische Göttin, die den Tod herausfordert. Angesichts derartiger Entschlossenheit zog der Panzer ab.

Von nun an schickten die Sicherheitskräfte Polizistinnen vor, um die Demonstration aufzulösen. Uniformierte Frauen haben, mit gezückten Schlagstöcken und gezogenen Schusswaffen, die Demonstrantinnen verfolgt, diese flüchteten sich in die Moschee, in Internetcafés und nahegelegene Wohnhäuser. Ich weiß noch, wie ich auf einer Straße rannte, die nie zu enden schien. Als ich mich blitzschnell umblickte, sah ich eine Polizistin, die eine Demonstrantin schon so gut wie eingeholt hatte. »Renn!« brüllte sie, und ich rannte. Ein Anwohner rief mir zu, ich solle links abbiegen, dort würden sich einige Demonstrantinnen in einem Haus verstecken. Das letzte, was ich sah, bevor ich der Wegweisung folgte, war die Hand der Polizistin, die nach der flüchtenden Frau griff.

Wenig später sah ich sie wieder, in der Seitenstraße, die ich genommen hatte. Die Knöpfe ihres Oberteils waren abgerissen, teilweise

war ihre Unterwäsche zu sehen. Sie trug kein Kopftuch mehr und ihre Haare flogen wild herum, während sie schrie, als habe sie den Verstand verloren. Nachdem es anderen Frauen gelungen war, sie zu beruhigen, strich sie ihre Kleider glatt und ging zurück auf die Straße, wo sie weiter gegen das Regime skandierte.

Wenn diejenigen fallen, die nach Freiheit riefen, und wenn sie nicht mehr erleben dürfen, dass ihre Träume sich verwirklicht haben, dann wird Würde zu Verlust und Trauma. Den Augenzeugen ätzen die Getöteten die Kapitel der Tragödie für immer ins Gedächtnis.

Ich erinnere mich an den Morgen des 11. Novembers 2011. Es war ein Freitag. Am Platz der Freiheit hagelte es Mörsergranaten auf das Gebäude der Gesundheitswissenschaften. Überall in der Stadt war Gefechtslärm zu hören, und die meisten Demonstrant*innen hatten den Platz verlassen, da dieser seit zwei Tagen unter ständigem Artilleriebeschuss stand.

Trotz des Bombardements machten sich an diesem Morgen einige Männer und Frauen auf den Weg, um das Freitagsgebet auf dem Platz zu verrichten. Manche huschten an den niedrigen Mauern vorbei, während sich andere über schmale Seitengassen anschlichen. Ich tapste zu dem Ort, den die Islamisten später den protestierenden Frauen zuteilen würden. Die zerfetzte, blaue Plastikplane zitterte im kalten Novemberwind, der über den Platz wehte. Mehr als zehn Frauen standen hier versammelt. Tuffaha al-‘Antari, Zainab al-‘Adini und Yasmine al-Asbahi hatten ihre gewohnten Plätze auf den Stufen des Sinan-Hotels eingenommen, im Gebetsbereich der Frauen. Weder von den Einschlägen der Granaten noch vom Geschrei der Demonstrant*innen ließen sie sich beeindrucken. Mit den Oberkörpern gegen die Wand gelehnt, standen Zainab und Yasmine am Hotel, während Tuffaha die Demonstrantinnen dazu aufforderte durchzuhalten. Im gleichen Augenblick krachte eine Granate ins Dach. Splitter flogen durch die Gegend. Überall Rauch. Die Männer rannten panisch davon; auch der Imam, der eben noch auf der Bühne gestanden und Standhaftigkeit gepredigt hatte, suchte das Weite. Tuffaha, Zainab und Yasmine hingegen setzten sich zurück auf die Hotelterrasse.

Ich war gerade ein paar Schritte zur Seite gegangen, um etwas mit meiner Freundin Ibtisam zu besprechen, als die zweite Granate in das Hotel einschlug, nur diesmal sollte sie gezielt die Frauen im Gebetsbereich treffen. Als ich mich umdrehte, sah ich die Körper von Tuffaha, Zainab und Yasmine reglos am Fuße der Treppe liegen. Die Flagge, die Tuffaha Sekunden zuvor geschwenkt hatte, war blutgetränkt.

Würde ist mächtig, wenn sie einen letzten Versuch unternimmt, ihren Traum zurückzugewinnen. Wenn sie sich gegen das Bündnis derer stellt, die ihre Revolution geplündert und ins Gegenteil verkehrt haben. Selbst noch dann, wenn keiner mehr sie hört.

Ich denke zurück an den Morgen des 20. Dezembers 2011. Es war ein Samstag. Unter der Führung von Muhammad Sabr machten sich die Demonstrant*innen auf den Weg, um binnen sechs Tagen von Ta'izz nach Sana'a zu laufen. Nicht nur mit Kälte und Hunger wollten es diese schwächlichen Gestalten aufnehmen. Auch den Kugeln der regimetreuen Soldaten, welche sie in den Bergen, Tälern und Städten erwarteten, durch die der Protestmarsch sie führte, würden sie trotzen. Tausende Jemenit*innen, darunter Senior*innen und Kinder, haben diesen beschwerlichen Weg auf sich genommen. Dabei skandierten sie unermüdlich, was sie ersehnten: Freiheit. Hin und wieder weht es ihre Stimmen noch immer zu mir. Ein Echo der Hoffnung, die in ihren Herzen einmal brannte. Der Millionenmarsch zog weiter, und in jeder Stadt schlossen sich neue Demonstrant*innen an. Die Frauen, die den Männern vorangingen, boten einen Anblick, den ich nie vergessen werde. Sie alle bildeten gemeinsam den so genannten *Marsch des Lebens*.

Als die friedliche Prozession Hiziz, einen Vorort von Sana'a, erreichte, wurde sie von Gewehrsalven und Tränengas empfangen. Die Menge zerstreute sich kurz, formierte sich gleich darauf aber neu, um für ihren Traum einzustehen. An diesem Tag wurden Dutzende Demonstrant*innen getötet und hunderte verletzt. Unter den Verletzten befand sich ein junger Mann, Anfang zwanzig, der volle sechs Tage der Dezemberkälte getrotzt hatte, seinem Traum auf den Fersen, barfuß und treu. Das Bild seiner aufgerissenen Füße vergesse ich nie.

Würde hat unendlich viele Formen. Zehn Jahre nach dem Beginn der jemenitischen Revolution habe ich dennoch einen bitteren Geschmack im Mund, sobald ich mich an all den verloschenen Glanz erinnere, an all die Menschen, die für Würde gestorben sind.

Sich zu erinnern, tut weh. Nicht bloß, weil die Revolution keines ihrer erklärten Ziele erreicht hat und stattdessen zu einem Krieg wurde, der bis heute so viele Jemenit*innen das Leben kostet. Sondern auch, weil viele der Revolutionäre, die damals Freiheitsparolen riefen, längst zu Warlords geworden sind. Im Höllenfeuer dieses Konflikts erschufen sie sich neu: als Händler, als Diebe, als Botschafter der Kriegsparteien und Regionalmächte, die um ihr Land kämpfen.

Bei aller Enttäuschung über das Scheitern der jungen Revolution, die wie jede Revolution ihre Licht- und Schattenseiten hatte, bleibt der Traum bestehen – wenngleich der Versuch, ihn zu träumen, derzeit in etwa so erfolgversprechend wäre, als würde man versuchen, ein bisschen Luft mit den Händen festzuhalten. Aber eigentlich weiß ich es ja: Dieser Traum ist genauso glaubwürdig und integer wie all jene, die an ihn geglaubt haben, ohne seine Früchte zu ernten.

Aus dem Arabischen von Mirko Vogel und Sandra Hetzl.

Bilder von den Ausläufen der Anfänge

Jwan Tatar



Wie schon gestern, so auch heute, sagen die Leute. Werden Sätze wie dieser als Binsenweisheit abgetan, dann muss ich fast lachen. Menschen brauchen doch Binsenweisheiten, um durch den Alltag zu kommen. Sie schlüpfen durch sie hindurch, wie durch mürbe, leichte Mauerwände wie die, die mein Großvater vor Jahrzehnten in unserem alten, bröckelnden Viertel gebaut hat. Aber meistens laufen sie bloß entlang daran. Ängstlich, etwas kaputt zu machen. Behutsam, damit sie bloß nicht über ihnen einstürzen. Obwohl sie doch gar nicht schwer sind.

Ich für meinen Teil halte mich lieber an meine Vorstellungskraft. Mir, einem von Tausenden von Menschen in Syrien, hilft dieses Auge dabei, zu sehen.

Der Anfang

An der Stadteinfahrt nach Amude im Norden Syriens werde ich jedes Mal in meine Kindheit katapultiert. In den Fängen der Statue, die in der Mitte des Kreisverkehrs auf einem Betonsockel thront, hängt für alle Zeiten meine Kindheit fest. Groß wie zehn hochgewachsene Männer, reckt der steinerne Mann seinen Arm in die Höhe. Das höllische Lächeln auf seinem Gesicht hat sich mir ins Gedächtnis gebrannt. Darin drückt sich Un-Würde aus, all derer, die zu ihm aufblicken müssen.

Als Kind und Jugendlicher habe ich viele Gesichter wie seines gesehen. In allen Städten, in denen ich je gewesen war, habe ich Steingesichter gesehen. Ob real oder in meiner Fantasie. Überall Statuen, Büsten, Ganzkörperdarstellungen und Gesichter über Gesichter, so dass es dem Betrachter erscheinen musste, als wäre sie, eins ums andere, das Werk desselben Bildhauers.

An den Ausläufen des ersten Anfangs

Ich hatte etwas auf dem Markt besorgt und befand mich heimwärts durch die von schauderhaften Statuen beschwerte Stadt. Auch wenn mein Körper noch klein und schwächlich war, eben ein Kinderkörper, erfasste ich geistig alles, was um mich herum geschah. Trotz meines jungen Alters verschlang ich jeden Tag die drei einzigen staatlichen Zeitungen, die unser Städtchen mit einem halben Tag Verzögerung über den zivilen Flugverkehr aus der syrischen Hauptstadt erreichten und die den Bewohnern ihre Namen einschärften: Al-Thawra (übersetzt: die Revolution), al-Baath (wie die Baathpartei) und Tishreen (übersetzt: Oktober – ein Verweis auf den Oktoberkrieg).

Als ich im einzigen Buchladen von Amude, der alle drei Zeitungen im Sortiment führte, nach den neuesten Ausgaben fragte, gab der Ladenbesitzer mir keine Antwort. Bloß mit den Augen bedeutete er mir, zum Fernsehgerät zu schauen, das an der Wand befestigt war. Ich folgte seinem Blick. Zwar war mir der Singsang des Koranrezitators beim Reinkommen offenbar entgangen, worauf der Buchhändler hinauswollte, verstand ich aber noch immer nicht. Als ich verständnislos den Kopf schüttelte, hat er sich zu mir gebeugt und geflüstert: »Hafiz al-Assad ist tot.«

Zuerst gefror mir das Blut in den Adern. Dann erstarrte der Rest von mir. Mir war, als würde die Angst mich mit Haut und Haar auffressen. Der Verkäufer sah es mir an und rückte, um die Situation zu überspielen, Ratgeberbücher in den Regalen zurecht, wie auch libanesisische Boulevardblätter, die sich um halbnackte Stars und Skandale drehten. Dabei stand ihm die Angst ins Gesicht geschrieben, als höre er bereits das Surren der grünschillernden Gefängnisfliegen. Er wollte sie verscheuchen, und mich gleich dazu. Er hat es bitter bereut, diesen schweren, furchteinflößenden Satz je ausgesprochen zu haben.

Hafiz al-Assad ist tot.

An den Ausläufen des zweiten Anfangs

Meine Mutter ist auf dem Land großgeworden. Viel Unterdrückung und Angst hat sie in ihrem Leben erfahren. Sie erzählte uns immer, wie ihr Vater, also mein Großvater, vor der türkischen Gendarmerie geflohen war. Wie viele andere Kurden war er vor der Tyrannei des Osmanenreichs geflüchtet. Die Ländereien, die er in der Türkei besessen hatte, musste er zurücklassen. In Syrien begann er ein neues Leben. Nach und nach wurde es ihm eine neue Heimat. Jene Frau vom Lande, die meine Mutter ist, erzählte uns von den fruchtbaren Gärten, die es in den Dörfern auf der syrischen Seite der Grenze gab – auf jenem weltverlassenen Fleckchen Erde, dem die Gnade üppiger Regenfälle reichlich besichert wurde. Meine Mutter kannte nur einen Führer, nur einen Präsidenten, und Polizisten waren für sie Schreckgespenster, die nachts aus

dem Boden stiegen und am besten als Kinderschreck taugten. Wenn ihr Kindchen mal wieder vom Quatschkobold geritten war, konnte sie nämlich sagen: »Ich hole die Polizei, wenn du nicht gleich mit dem Unsinn aufhörst!« Oder: »Still jetzt, sonst kommt die Polizei und nimmt dich mit!« Polizisten waren für sie einfach Monster.

An jenem Nachmittag, als die Angst einen ersten Riss bekommen hatte, machte meine Mutter seelenruhig den großen Hof sauber, als ich nach Hause kam. Ich lief zu ihr hin und posaunte: »Mama, Hafiz al-Assad ist tot!« Erschrocken fuhr sie zusammen, dann hastete sie auf mich zu, die zitternde Hand ausgestreckt, um sie mir schnell auf den Mund zu pressen, so wie man es tut, wenn man jemanden ersticken will: »Pscht! Nicht so laut, Junge!«

Die vielen Reisen der Anfänge

Glücklich sind die, die ohne Angst großwerden. Ohne Angst vor Bildern und Statuen eines einzigen Führers. Glücklich sind die, die in den Hauptadern ihrer Stadt nicht an unzähligen Einrichtungen des Sicherheitsapparats vorbei müssen. Ewig verdammt sind diejenigen, denen es nicht erspart bleibt, jene Einrichtungen aus der Nähe zu sehen. Die Narbe bleibt für immer, man bekommt sie von der Seele nicht weg. Es sind Gebäude wie Festungen, in denen Schreibtischtäter sitzen und mit großer Kunstfertigkeit Anschuldigungen konstruieren, mit denen sie die Geheimdienstler auf die Hetzjagd schicken. Ein Mensch habe eine kurdische Identität. Ein Mensch lese in seiner Muttersprache – sein letztes bisschen Würde –, ein Mensch singe in einer Sprache, die ihren Sprechern doch längst hätte ausgetrieben gehört.

Meine Generation ist aufgewachsen mit Geschichten über grausamste Folter, die sich in den Gefängnissen des Führers abspielten. Vor dieser letzten Konsequenz fürchteten wir uns, also schwiegen wir, oder wir rannten schnurstracks jedem beliebigen Hirngespinnst in die Arme, sobald es uns einen Hauch von Halt vermittelte. Doch die Erniedrigung nahm kein Ende. Selbst dann nicht, als der junge Mann, der der Sohn des Führers war, an dessen Stelle trat. Die Angst hatte

Wurzeln geschlagen, sie wohnte und wucherte in der Seele. Er war der Sohn des Führers, sein Name war der Anfang und das Ende von allem, und alles, was dem einen gehört hatte, gehörte nun ihm.

Die Geschichte

Angst verschwinde nicht, heißt es. Höchstens schlummert sie ein Weilchen. Wenn sie aufwacht, tut sie es gemächlich. Du kannst noch kurz träumen, die Angst sei fort. Dabei war sie nie weg. Sie wohnt in dir drinnen, hat sich dort den schönsten Platz ausgesucht: Deinen Verstand. Wie eine Königin thront sie darin, räkelt sich auf dem Kanapee, manchmal döst sie ein wenig vor sich hin. Doch wann immer sie in der Laune ist, wacht sie auf.

So hat die Angst all die Jahre verbracht. Sie erzählt Geschichten. Diese bestehen aus zahllosen Ästen, die sich durchaus unterscheiden mögen, aber ihr Ursprung ist immer derselbe.

Die Angst zwingt dich, dich zu arrangieren. Du musst dich ihr ausliefern, bedingungslos. Es wird sich anfühlen, als fehle dir etwas Ureigenes – wenn du sie einmal nicht spürst. Du brauchst sie, du brauchst sie jeden Tag. Du stützt dich auf sie, ergeben und voller Zuversicht. An einer Straßensperre entspringt sie dem Khakigrün der Polizeiuniform und kriecht auf dich zu. Bewirbst du dich um einen Studienplatz oder auf eine staatliche Stelle, und brauchst du ein Führungszeugnis dazu, lugt plötzlich ihr Kopf hervor. Ist auf dem Wisch zwischen all den Stempeln vermerkt, dass du »Keine Vorstrafen« begangen hast, bist du vorerst freigestellt von deiner Angst vor den Folterkammern. Du giltst jetzt offiziell als loyal zur Baathpartei, zum einzigen Führer, seinen Foltergefängnissen und Statuen in allen Winkeln des Landes. So läuft das: Man muss eben ohne Würde leben, man weiß ja nicht einmal, was das ist. Ein Synonym für Gefängniszelle? Für Folter, Mord und alltägliche Erniedrigung? Du lebst, also bist du würdelos.

Du bist würdelos, wenn du dich während einer Busfahrt in die syrische Hauptstadt vor deinem eigenen Namen fürchtest. Wenn der Polizist dich bei der Ausweiskontrolle ohrfeigt, beleidigt und auffordert,

ihm zu erklären, was dein kurdischer Name auf Arabisch bedeutet – nur um dich dafür auszulachen, vor den Augen der angstvollen Passagiere. Wehe aber, einer der Mitreisenden sollte versuchen, sich bei ihm anzubiedern, in dem er mitlacht und feixt. Dann fängt auch er sich vom Polizisten eine Ohrfeige ein. Damit zwischen den Leuten der Hass gut gedeiht.

Die Geschichten von Würde und Angst sind eng miteinander verwebt. An der Vergangenheit entlang erzählen sie die Zukunft. Gut möglich, dass die Zukunft anders möglich wäre, doch sie ist Gefangene – der Vergangenheit, ihrer Schrecken und Ängste.

Kreisend kehrt die Zeit an ihren Ausgangspunkt zurück. Dass die Geschichte sich wiederholt, ist richtig. Dabei nimmt die Angst verschiedene Gestalten an. Mal kommt sie in Gestalt eines Krieges vor, mal tritt sie als Besatzung auf. Aber die Angst bleibt immer sie selbst. Während ich das schreibe, stemme ich mich, so gut es mir gelingt, gegen die sich stets erneuernde Kraft: Angst.

Die Tür zur Würde ist angelehnt

Für diejenigen, die wie ich noch in Syrien leben, überlagert sich im Alltag Vergangenes und Gegenwärtiges. Es ist, als würde unsere Vergangenheit auf unsere Gegenwart projiziert werden, wie ein Film. Dabei könnte der Unterschied zwischen beiden Zeiten deutlicher nicht sein: Bis vor kurzem – mir kommt es vor, als war es gestern – musste ich noch vor meiner Muttersprache fliehen und, wie viele andere Kurd*innen auch, in einer anderen Sprache Deckung suchen. Bis wir beschlossen, dass es egal ist. Fliehen oder nicht fliehen, die Zeiten ändern sich ohnehin immerzu, und alles kehrt schließlich an seinen Ausgangspunkt zurück. Blätter fallen von den Bäumen, verrotten und werden zu Erde, aus der neue Bäume wachsen, und so weiter und so fort.

Wenn ich jetzt die Augen schließe, dann sehe ich das weite Land, das sich nach Norden ins Endlose zieht, bis an den klapperigen Zaun heran, der die türkische Grenze markiert. Vor dem Krieg spielten hier Kinder Fußball. Ihre zarten Füßchen wirbelten den Staub auf, wäh-

rend sie dem Lederball nachjagten, wobei die türkischen Soldaten nicht schlecht staunten über derlei Wendigkeit. Später wurde die Gegend zum Schmuggeln genutzt. Zum Schmuggeln von Menschen, die es in die weite Welt zog, auf der Flucht vor der Un-Würde, vor der täglichen Erniedrigung. Doch wie zu alten Zeiten drängten türkische Soldaten sie in die Un-Würde zurück.

Würde, jetzt!

Mit den letzten Soldaten des Regimes verschwand an den Straßensperren auch das Angebrüllt- und Gedemütigtwerden. Die kurdischen Truppen, die ihren Platz einnahmen, taten das genaue Gegenteil von Assads Armee. Sie wollten alle Welt wissen lassen: »Wir sind hier, um euch zu schützen, und eure Würde auch.«

Um die sechzig Jahre alt, in einer khakifarbenen Uniform und ausgestattet mit einer Kalaschnikow, die seine einzige Waffe ist, eilt der kurdische Soldat zu dir. Er fragt dich nach deinem Ausweis, liest deinen kurdischen Namen und gibt dir mit einem Lächeln den Ausweis zurück. Es ist derselbe Ausweis mit demselben Namen, weswegen dich der syrische Polizist beschimpft und erniedrigt hatte. Dasselbe Stück laminiertes Papier, auf dem neben den Namen deiner Eltern auch deren frühere Familiennamen stehen. Die Namen von Familien, die das Schicksal verraten hat, und die nun auf einem Fleckchen Erde leben, das sich höchstens als bizarr beschreiben ließe. Bei vielen Demonstrationen hielten die Protestierenden ihre Personalausweise in die Höhe, als Zeichen ihrer Würde als Bürger. Später desertierten immer mehr Soldaten von Assads Verbrecherarmee, so nannten sie sie – diese Tat dokumentierten sie häufig in Form von kurzen Videos, in denen sie ihren Ausweis in die Kamera hielten. Im Ausland wird dieses Dokument vor allem eingesetzt, um Mitleid zu erheischen und das Seelenleid seines Inhabers zu belegen, wie um zu sagen: »Ihr wisst, was es heißt, einen solchen Ausweis zu haben. So helf mir doch!«

Gedächtnis

In meinen Träumen höre ich Syrer*innen Parolen von Würde skandieren. Auch im Wachzustand sehe ich oft Menschenmassen dafür demonstrieren. Suche ich diese Würde dann aber in meiner Erinnerung, so kann ich nichts finden. In der Gegenwart finde ich sie aber auch nicht. Wie auch? Für die Syrer*innen folgt ein Exil auf das nächste, und wer heute noch im Land lebt, findet kaum genug zu essen.

Sind diese Parolen womöglich in der Vergangenheit gefangen? Diese Frage stelle ich mir jeden Tag, und ich bleibe mir eine Antwort schuldig.

In meinem Alltag hier in Syrien bekomme ich das Wort Würde nur noch selten zu hören. Dabei konnte man noch vor wenigen Jahren keine Nachrichtensendung anschauen, ohne dass im Ticker am unteren Bildschirmrand Eilmeldungen unter dem Titel *Syrien, Land der Würde* vorbeizogen. Heute ist davon nichts mehr übrig. Die Syrer*innen haben alle Hände voll damit zu tun, irgendwie über die Runden zu kommen. Würde bedeutet ihnen höchstens, dass sie nicht hungern oder frieren müssen. Dass die eigenen Kinder von dieser ansteckenden Krankheit verschont bleiben, die immer mehr Menschen veranlasst, Essbares in Müllcontainern zu suchen. Würde bedeutet, dass einen der Vermieter nicht auf die Straße setzt. Würde bedeutet, sich nicht aufs Meer wagen zu müssen, um im Magen eines Walfisches zu verenden.

Raubfische gibt es in Syrien viele, in der Politik wie in der Armee. Die haben erst die Menschenwürde und dann den ganzen Menschen verschlungen. Der Sicherheitsapparat spricht die Syrer*innen weiterhin als Tiere an, und seine Handlanger sind noch längst nicht müde geworden, sie zu demütigen, körperlich und seelisch. Das ist das Los der Menschen in Syrien. Nicht etwa, weil sie schwach wären. Nein. Sondern weil die Praxis der Entmenschlichung eine tief verwurzelte Tradition im Herrschaftsapparat ist, die von Generation zu Generation vererbt wird.

Nicht mal eine Nummer

Sie haben die Toten durchnummeriert, von eins bis hundert. Dann waren sie unschlüssig, wen sie zuerst begraben sollten. Manch einer hatte sich bloß totgestellt, weil auch er eine Nummer werden wollte. Andere sprangen nach jedem Tod zur Stelle, um die Särge zu tragen. Wieder andere überrumpelten die Militärs an den Straßensperren, indem sie, nach Jahren des geduckten Gehens, auf und davon rannten.

Die Toten hatten ihr Leben damit verbracht, bei Militärkontrollen und überall sonst auch ihre Ausweise zu zücken. Und immer waren sie Nummern gewesen, sonst nichts. Weder Messer fand man bei ihnen noch Munition noch Pistolen. Alles, was sie bei sich trugen, waren ausgedruckte Anträge für ein Visum und Reservierungsbestätigungen für billige Hotels. Sie sagten: »Man hat uns die Kinder genommen und sie dem hungrigen Meer zum Fraß vorgeworfen.«

Vielleicht wird es geschehen, wenn ich gerade nicht hinsehe. Vielleicht geschieht es aber auch, wenn ich mich ganz traurig stelle, damit man mir endlich auch so eine Nummer gibt, mich auch nummeriert! Dann holen sie auch für mich diesen bescheuerten Stift hervor und malen mir damit vier Ziffern auf die Stirn, jede in ein Kästchen, so wie bei den anderen. All jenen, die die ganze Welt, mich eingeschlossen, nackt gesehen hat, als Leichen, aufgehäuft in Foltergefängnissen, während ihr Blut über den Asphalt rann. Sie flickten den Riss mit ihren Herzen, machten die Tür zu und starben.

In meiner Vorstellung sehe ich sie als Straßenreiniger, mit roten, zerschlissenen Mützen. Sie kauen herum auf der Trägheit der vergangenen Nacht und klopfen sich die Dunkelheit aus den Augen. Sie frühstückten im Schatten eines nichtvorhandenen Baumes auf dem Hof eines nichtvorhandenen Hauses. Dort küssen sie ihre Kinder ab, die zu spät gekommen sind und behalten dabei Gebäude im Blick, die ihre Seelen überragen.

Dieses Streben zum Himmel schnürt ihnen die Kehlen zu. In ihren verdreckten Kleidern geben sie ihre Ausweise beim Direktor ab. »Was sollen wir mit diesem laminierten Papier?«, wollen sie wissen. »Die Zeichen darauf gehören uns nicht. Wir sind Geister, wir sind jetzt frei. Das

reicht uns. Wir fließen noch immer durch die Adern des Lebens.« Sie hoffen, dass die Geschichte eines Tages Gerechtigkeit walten lässt. Dass sie ihnen in der Fantasie luxuriöse Zimmer einrichtet und das ihnen gegebene Versprechen einlöst.

Plötzlich fallen ihnen die zerrissenen Bücher auf, die vor den Türen liegen. Da liegen auch zerbrochene Stifte und Fotos von Gräbern und Tupperware. »Seelen eingesperrt in Plastiktüten, derart fest zugeschnürt, dass der Gestank nicht entweicht«, vermutet man später unter der beißenden Morgensonne. Einer von ihnen singt voll Kummer. Von einem halbnassen Blatt Papier liest der den Text ab: »Meine Kinder sind im Ausland, meine Kinder sind in Büchern.«

Heutige Lesart

In meinen jungen Jahren, die ja im Grunde noch gar nicht vorbei sind, habe ich ein Gedicht von Riyad al-Saleh al-Hussein gelesen. Es handelt von Syrien, und dort heißt es: O unglückliches Syrien, wie ein Knochen zwischen Hundezähnen. Dieses Syrien, in dem wir lebten und das wir uns vorstellten, haben wir nie zu Gesicht bekommen. Aber den Hund haben wir gesehen. Viele Hunde. Hunde, die reglos auf dem Bürgersteig herumlagen und den Fußgängern träge und verständnislos nachblickten, und Hunde, die ihre Reißzähne mitten hinein in die Hoffnung schlugen, die Kinder, Frauen und Alte bissen. Ihr Bellen hat den nahenden Krieg angekündigt.

Vor mir auf dem Tisch liegt mein Personalausweis. Vielleicht sollte ich meinem Sohn, der noch ein Baby ist, ja sagen: »Nimm ihn, Kleiner. Werfe ihn den Hunden zum Fraß vor. Lass ihn in einen Brunnenschacht fallen. Eure Generation wird schon noch herausfinden, dass wir weit, weit von unserer Würde abgekommen sind, dass uns selbst der Alltag entglitten ist. Diese Nummer unter dem Adler da, sie hat uns verraten. Unter dem Wappen des Staates, in dem wir jetzt Fremde sind, falls wir es nicht schon immer waren. Nimm ihn nur, den Ausweis, heb ihn für Deine Kinder auf. Dann erzähle ihnen, wozu er gut war: Weder half

er, an einen Kanten Brot zu kommen, noch brachte er einen Schluck
Medizin.«

Aus dem Arabischen von Mirko Vogel und Sandra Hetzl.

Dimitri im Süden von Damaskus

Qosay Amameh



Es ist fünf Uhr morgens. Der Ruf des Muezzin hallt aus Damaskus bis in den südlich gelegenen Vorort Yarmouk herein, wo er kristallklar zu hören ist. Aber noch schlafen die Bewohner*innen des Palästinenserlagers Yarmouk, das heute ein Wohnviertel ist, auch wenn man es hier einfach *das Lager* nennt, auch heute noch. Wenn der Hunger sie in die Knie gezwungen hat, können die Menschen endlich schlafen. Es ist der 195. Tag seit Beginn der kompletten Belagerung des Viertels. Kein Essen, kein Trinkwasser kommen hier mehr an. Ein Kriegshubschrauber lässt eine Fassbombe fallen. Mitten ins Lager. Jetzt. Die Stille zerreißt.

Schrilles, durchdringendes Pfeifen. Tickende Uhr. Staub und Schmerz in beiden Füßen, Mohammed ist am Leben. Er will sich Platz

verschaffen, den Körper bewegen. Sicherzustellen, dass er nicht getroffen wurde, kommt ihm nicht in den Sinn. Was ihn interessiert, ist viel grundsätzlicher, nämlich ob er noch am Leben ist. Ein monströser Gesteinsbrocken liegt drückend und schwer auf seiner Hüfte, verhindert die kleinste Bewegung. Er versucht es, es geht kein Millimeter, und irgendwann dämmert er weg.

Jetzt greifen Hände nach ihm. Sie ziehen ihn heraus, zerren seinen dünnen Körper ans Licht. Die gesamte Nachbarschaft hat sich um das Gebäude versammelt, in dem die Fassbombe eingeschlagen hat. Mohammed war in der Küche gewesen, als er plötzlich zu Boden geschleudert worden ist. Wael hatte derweil im Wohnzimmer gesessen und Shisha geraucht. Als nächstes schleppen die Nachbarn Mohammed weg und legen ihn an den Straßenrand. Nun bleibt nichts weiter zu tun, als auf die Sanitäter zu warten, die sicher jeden Moment eintreffen.

Die komplette Belagerung über wohnen Mohammed und Wael zusammen. Keine dreißig Jahre alt, stecken ihrer Köpfe voller revolutionärer Ideen. Sie hassen Waffengewalt, lieben Gott und seine Gesandten, schwärmen für Frauen, verabscheuen alles Niederträchtige und genießen den miserablen Shishatabak, den sie in der geborgten Wasserpfeife glimmen lassen, für den sie ihr ganzes Geld ausgeben. Sie beziehen ihn über die Schmuggelkanäle, über die man im Lager für astronomische Summen noch an alle möglichen Kostbarkeiten gelangt. Bloß nicht an Brot, welches sich hier partout nicht mehr auftreiben lässt.

Eine Stunde, nachdem die Fassbombe eingeschlagen ist, bringt das Staatsfernsehen eine Eilmeldung: »Fassabwurf aus Versehen. Aufgrund eines technischen Defekts am Propeller sah sich der grundlegende Hubschrauberpilot gezwungen, sofort Last abzuwerfen, um den zu befürchtenden Absturz des Fluggeräts zu verhindern.« Ende der Meldung. Die Opfer werden mit keiner Silbe erwähnt.

Im Lager verbreitet sich über die Kanäle der sozialen Medien derweil folgende Schlagzeile: »Kriminell und heimtückisch: Fassbombe über dem Lager abgeworfen.«

Wenn die Hungernden hier in Yarmouk oder den anderen südlichen Vororten von Damaskus Nachrichtenmeldungen verfassen, sind diese niemals frei von Polemik. Solche Nachrichten sind von einer Rhe-

torik gefärbt, die die politische Sicht des Schreibenden freigiebig preisgibt. Wie die meisten Menschen in Syrien gehen sie fest davon aus, dass die Todesnachrichten, die sie veröffentlichen und übermitteln, die Welt umso mehr aufrütteln werden, je eindrucksvoller sie geschrieben sind. Es wird Jahre dauern, bis die Verfasser der Nachrichten begreifen, dass niemand auf der Welt dem Sterben hier irgendeinen Wert beimisst.

Noch immer wird auf die Rettungsärzte gewartet, als Mohammed aufsteht und sich den Staub vom Körper klopft. Es muss ein Wunder sein. Er kann auf den Beinen stehen, nachdem das Haus mit ihm darin ein Fass voller TNT abbekam. Sämtliche Nachbarn, Rettungskräfte, humanitäre Hilfsarbeiter, Medienaktivisten, alle staunen. Sagen Koranverse und Gebete auf, ein paar Demo-Sprechchöre auch, schon ist das Wunder vergessen.

Gebrochen und halbnackt steht Mohammed, der gefeierte Sieger, dort und blickt sich suchend um: Er vermisst Wael. Aber Wael ist unter den Trümmern. Die darauffolgende Suchaktion zieht sich in die Länge. Mohammed hatte sich in der Nähe des Lichtschachts aufgehalten, als es passierte, das hat bei ihm die Sache erleichtert. Aber Wael hatte im Wohnzimmer gesessen, auf ihn sind die Trümmer von drei Etagen gefallen.

Wenige Monate vor der Fassbombe war Wael der Protestsänger des südlichen Umlands von Damaskus gewesen. Getragen von vielen Schultern, feuerte er die Demonstrant*innen mit Sprechchören an. Sprechchöre gegen die Diktatur und den Diktator, gegen das Regime und die arabischen Staaten, gegen die Vereinten Nationen, den Sicherheitsrat, die Staaten des südlichen Pazifiks und des nördlichen Baltikums, gegen die USA, gegen Israel, gegen die Golfstaaten und gegen die restliche Welt. Sie skandierten und skandierten, bis sie in alle Richtungen davonrannten, auf der Flucht vor Polizei und Staatssicherheit. Nachts haben sie Parolen von Würde und Freiheit auf Hauswände gesprüht, nicht selten waren es aber auch Beleidigungen gegen den Diktator, seine Mutter, seine gesamte weibliche Verwandtschaft, gegen seinen Vater sowieso und seinen Großvater, kurzum: gegen den gesamten Familienstammbaum.

Fünfzehn Stunden sind vergangen, seit die Fassbombe einschlug. Diejenigen, die Wael noch immer suchen, geben die Hoffnung jetzt auf. Dass er überhaupt noch am Leben ist, liegt nicht mehr im Bereich des Wahrscheinlichen. Sie erklären ihn für tot und ziehen ab. Mohammed wirft sich bäuchlings auf den Boden, dorthin, wo die Rettungskräfte einen Tunnel zu graben begonnen hatten, um zu Wael, der Person oder dem Leichnam, zu gelangen. Mohammed nimmt seinerseits die Trümmerarbeit auf. Er ist jetzt ein Maulwurf. So einer, der Zementbrocken, Erdreich und Möbelreste aus dem Weg hievt. Es bleibt ihm nichts weiter, als zum Maulwurf zu werden, damit er tief unter der Erde nach Wael's Leichnam wühlen kann. Ihn lebend zu finden, damit rechnet auch er nicht mehr. Zehn Stunden noch verbringt er damit, einen immer länger werdenden Verbindungsgang zu graben, um mit aller Kraft zu Wael zu gelangen. Bis er ihn schließlich findet. Später wird er sagen: »Ganz zusammengekrümmt lag er da, wie ein Embryo.«

»Was für ein einsamer, trauriger Tod«, werden die anderen sagen. Und er wird darauf sagen: »Er hatte solche Angst, als er starb.«

In Yarmouk werden alle Leichen auf demselben Friedhof begraben. Etwas abseits ist er gelegen, außerhalb des Sichtfelds der Scharfschützen und des Zugriffs von Mörsergranaten und Boden-Boden-Raketen. Für neue Gräber aber reicht der Platz nicht mehr. Längst ist es üblich, ein Grab erneut zu öffnen, um einen frischen Leichnam auf einen alten zu legen. Wael wird begraben, Mohammed weint. Wael wird begraben, Mohammed geht. Wael wird begraben, Mohammed betet.

Enthusiastisch verkündet der Radionachrichtensprecher:

»Sämtliche Konfliktparteien im Yarmouk-Lager haben miteinander ein Abkommen getroffen, welches die Evakuierung der Bewaffneten und ihrer Familien nach Idlib im Norden Syriens vorsieht. Diejenigen, die es vorziehen zu bleiben, sollen ihre Situation regularisieren können. Im Gegenzug übernimmt die *Syrische Arabische Armee* die Kontrolle über das gesamte palästinensische Flüchtlingslager Yar-

mouk, wo terroristische Gruppierungen seit Jahren ihr Unwesen getrieben haben.«

Beteiligt an der angeblichen Übereinkunft waren die IS-Miliz, das syrische Regime, die Reste der Nusra-Front und einzelne revolutionäre Fraktionen, die sich allerdings längst nicht mehr um die Revolution scheren oder die humanitäre Lage. Das Abkommen wurde unter der Aufsicht russischer Offiziere vermittelt. Alle setzten ihre Unterschrift darunter, bloß die Palästinenser*innen nicht. Sie wissen bereits, dass diejenigen, die »ihre Situation nicht regularisieren lassen wollen«, mit Bussen vom südlichen Damaszener Umland nach Nordsyrien gebracht werden, unentgeltlich, unter dem Schutz russischer Militäreinheiten.

Die Hälfte der Frauen bricht in Jubel aus, die andere in Tränen. Bei den Männern das gleiche: Sie fluchen oder strahlen. Und die Kinder spielen zum letzten Mal auf den Straßen von Yarmouk oder dem, was die Kampfbomber davon übriggelassen haben. In ein paar Stunden werden sich die Konvois in Bewegung setzen. Wer den Mördern nicht vertrauen will, muss wohl oder übel mitfahren.

Was Mohammed betrifft, so steht sein Entschluss fest. Er versucht es sich zumindest einzureden, dass die Entscheidung, Yarmouk und Damaskus gegen Idlib einzutauschen, ein Ausdruck seines freien Willens sei. Ein rein persönlicher Entschluss, nicht durch Nötigung forciert. Kein Zwang zur Flucht, um hier dem sicheren Tod zu entrinnen, um nicht durch Folter, Hinrichtung oder an gebrochenem Herzen zu sterben. Er blickt sich in dem Zimmer um, wo er provisorisch untergekommen ist. Es befindet sich in einem Gebäude, das bei jeder einschlagenden Granate wankt. Er fragt sich, was in aller Welt er mitnehmen soll. Es gibt nichts. Keine Erinnerungsfotos, keine Notizbücher, keine Klamotten. Nicht einmal Zimmertüren oder Fensterrahmen, die es wert wären, dass man sie abmontiert. Was soll er nur mitnehmen, wenn es in den Norden geht?

Auf dem Sammelplatz stehen sich die gegnerischen Kämpfer zum ersten Mal gegenüber, von Angesicht zu Angesicht. Jeder mit seiner Waffe in der Hand. Nur ein paar Schritte trennen ihn vom anderen, der noch wenige Wochen zuvor versucht hat, ihn zu töten. Nun gilt

Waffenruhe, die russischen Soldaten, die die Zwangsevakuierung fachmännisch abwickeln, haben sie verordnet.

Manch einem hier sind die russischen Soldaten sympathischer als die syrischen Landsleute auf der Gegenseite. Ein Russe lotst Mohammed freundlich lächelnd zum Bus, in den er einsteigen soll, den Frauen hilft er beim Tragen von deren Habseligkeiten. Er ist auch dafür zuständig, die Höchstmenge an Munition zu kontrollieren, die jeder Kämpfer nach Idlib mitnehmen darf. Beim Zählen ist er großzügig, lässt mitunter viel mehr Munition durchgehen als erlaubt. »Passt schon, passt schon«, kommentiert er scherzhaft auf Arabisch.

Auf dem Sammelplatz beschließt ein Grüppchen von etwa sieben palästinensischen Kämpfern, dass jener Soldat ab sofort Dimitri heißt. Einfach, weil es der einzige russische Name ist, den sie kennen. Nach seinem richtigen Namen fragen sie ihn gar nicht erst, weil er ja sowieso Dimitri heißt. Unter Palästinenser*innen besteht das als Marotte, sie suchen einen Namen aus und damit reden sie einen dann eben an, ob dieser Name einem gefällt oder nicht. Meistens fällt die Wahl dabei auf einen albernem Spottnamen, aber bei Dimitri ist es bloß ein Name.

»Kommst du auch mit uns mit, Dimitri?«,

fragen sie ihn.

»Ich begleite euch in einem Militärfahrzeug bis nach Aleppo.«

»Prima! Hast du denn was zu trinken dabei? Von dem nicht gottgefälligen Zeug?«

»Wodka, Whisky und Bier.«

Zu dem Mann, der im Bus direkt neben ihm sitzt, sagt Mohammed: »Also in Idlib, da ist die Revolution zuhause. Dort herrscht wahre Freiheit, anders als in diesem Stasi-Nest hier. Dort können wir fortführen, was wir hier angefangen haben.«

Entnervt entgegnet ihm der Mann: »Sag mal, geht's noch? Bist du im Jahr 2011 hängengeblieben? Komm mal runter, wir sind besiegt. Merkst du nicht, was los ist?«

Mohammed bricht das Gespräch ab. Er beschließt, dass der Mann neben ihm offenbar ein Feigling ist, wendet seinen Blick zum Fenster und schaut nach draußen.

Neben dem Bus kriegen sich ein Mann und seine Frau in die Haare, über ein altes Heizgerät, das der Mann partout nicht mitschleppen will. Die Frau beschimpft ihn als verantwortungslosen Taugenichts, sie nennt er eine primitive Krämerseele. Worauf sie ihm ein »armes Würstchen« mitgibt, was er prompt mit »dumme Kuh« quittiert. Andere Frauen sehen sich veranlasst, beschwichtigend in den Ehestreit einzugreifen, was die zwei nicht davon abhält, einander mit Möbeln zu bewerfen. Irgendwann gibt die Frau auf und steigt in den Bus.

Der Fahrer ruft: »Frauen nach hinten, Männer nach vorne! Hier geht es nicht kunterbunt durcheinander. Die Fahrt ist lang, wir müssen miteinander auskommen.«

Einige der Ex-Kombattanten stimmen Kampfgesänge an. Sie gehören zu den letzten Überresten der Oppositionskämpfer. Sie sind dem Tod nicht etwa deswegen entronnen, weil jäh ein Wunder geschah, sondern weil die eigentlichen Gefechte vor über anderthalb Jahren schon vorbei gewesen sind. Seitdem ist ein Teil dieser Kämpfer zu einer Art Lokalpolizei für den Süden von Damaskus mutiert, die nichts weiter zu tun hat, als Passanten zu nerven. Deren Führung lässt sich bereitwillig auf Geheimdeals mit Hinz und Kunz ein, eingefädelt von Mittelsmännern, Profiteuren und sonstigen hohen Tieren. Klar kommt man da nicht mehr zum Kämpfen, das versteht sich von selbst.

Sie grölen Spottlieder gegen den Diktator, um dessen Soldaten zu provozieren. Diese stehen in unmittelbarer Nähe und können doch nichts dagegen tun. Es ist ein Wettstreit in Sachen Furchtlosigkeit, den die Oppositionskämpfer kurz vor ihrer Abschiebung gewinnen, als die Regimesoldaten den Blick abwenden und in die Ferne schauen.

Wenn man nah genug an den vorbeifahrenden Bussen steht, welche die Straßen füllen, hört man immer wieder deutlich ein Wort, das aus vielen Mündern schießt. Die Rede ist von Sieg. Alles redet vom großen

Sieg, den dieser Tag bedeutet. Alle sehen sich als Sieger. Die Kämpfer der übrigen oppositionellen Bataillone genauso wie diejenigen, die für die Armee des Diktators kämpfen, an der Seite irakische und libanesischer Söldner – alle sind sie davon überzeugt, jetzt gesiegt zu haben. Die IS-Milizen, die sich unter die Zivilisten gemischt haben, sind der Ansicht, sie haben mit Gottes Willen gesiegt, und den Palästinensern unter den Kämpfern ist es völlig klar, dass sie auf der Siegerseite stehen.

Die Türen schließen sich, die Busse fahren an, und es geht nach Norden. Begleitet von russischen Militärfahrzeugen und solchen des syrischen Regimes. An der Autobahnausfahrt nach Yalda geht es weiter nach Damaskus, mitten durchs Zentrum, vorbei an den großen Plätzen, bis zur Autobahn nach Aleppo. Andächtig blicken die Passagiere aus den Fenstern. Zum ersten Mal seit sieben Jahren sieht Mohammed Damaskus. Die Firdaus-Straße, das al-Basha-Restaurant, den Salam-Kreisel. Für die, die bis eben noch belagert waren, ist der Anblick befremdlich. Damaskus hat sich gar nicht verändert. Etwas maroder vielleicht, sonst wie gehabt. Auf den Straßen wimmelt es noch immer von Menschen, die geschäftig durch die Straßen hasten, getrieben vom Alltag, auch wie vor sieben Jahren. Menschen, die shoppen, lachen, scherzen, Speck ansetzen. Eine einzige Straße bildet die Trennlinie zwischen Hunger und Sattsein. Ein Asphaltstreifen, über den gutgenährte Herrschaften flanieren, in den vergangenen sieben Jahren, während auf der anderen Seite wir gewesen sind, kaum einen Steinwurf entfernt, die vor Hunger krepiereten. Und bei ihnen? Riesenportraits des Diktators, so weit das Auge sieht. Auf etlichen Autos prangt sein Konterfei. Sprüche, die ihn lobpreisen, hängen an jeder Geschäftsvitrine, überziehen ganze Häuserfassaden. Unbeschreiblich sei der Diktator, über jede Kritik erhaben, sogar über das Land. Was ist eigentlich los mit dir, Damaskus?

Die Strecke bis zur Autobahn legt der Bus in gemächlichem Tempo zurück, als wolle er den Abgeschobenen noch Gelegenheit lassen, Da-

maskus Lebewohl zu sagen. Aber jetzt prasseln Tomaten, Eier und Steine ein auf die Busse, geworfen von Kinderscharen, von Männern und Frauen, die Transparente hochhalten, auf die das Gesicht des Diktators gedruckt ist. Aufregung macht sich breit, die Vorhänge der Busfenster werden zugezogen. Das Gemüse-Bombardement geht weiter, die Hassparolen dringen noch deutlicher in den Bus.

Schon zwei Stunden sind es, die der Bus mitten im Nirgendwo steht, irgendwo im Umland von Aleppo: dort, wo die Einflussphäre der russischen Truppen endet und die der türkischen beginnt. Mehr als 24 Stunden sind vergangen, seit die Busse in Yarmouk losgefahren sind. Der Mann, der sich mit seiner Frau wegen des Heizgeräts zankte, steht an der Tür des Busses und verlangt lautstark die Scheidung. Sie reagiert mit Freudenträllern, bevor ein Schwall Flüche aus ihr herausbricht, den er ihr mit noch derberen Schimpftiraden heimzahlt.

Die Lage ist verzwick: Die türkischen Militärs und die mit ihnen verbündeten syrischen Kampfeinheiten weigern sich, den Bus durch die von ihnen kontrollierten Gebiete nach Idlib weiterfahren zu lassen, während die Russen und die mit ihnen verbündeten Einheiten der regulären syrischen Armee nicht erlauben wollen, dass der Bus durch ihre Zone zurückfährt. Die Vertriebenen im Inneren des Busses sind ihrerseits gespalten zwischen denjenigen, die jetzt am liebsten zurück nach Damaskus wollen, und denen, die weiter in Richtung Nordwesten wollen. Dimitri weiß selber nicht, welche Position er einnehmen soll. Die Soldaten der syrischen Regimetryruppen plagen derweil Langeweile und die Angst vor den Waffen der abgeschobenen Restaufständischen, mit denen diese jetzt, wo sie weit weg von Damaskus sind, demonstrativ herumwedeln.

Je näher sie Idlib kommen, desto euphorischer fühlt sich Mohammed. Plötzlich sei ihm, so sagt er, als wäre die Revolution ganz nahe. Sein Sitznachbar verspottet ihn erneut. Ob er sich vielleicht mal draußen umgesehen hätte, ein einziger Blick dürfte wohl reichen, die bittere

Wahrheit zu sehen. Mohammed geht nicht darauf ein. Er schwört sich zum zweiten Mal heute, kein einziges Wort mehr mit seinem kaputten Nebenmann zu wechseln. Doch schon kurz darauf wirft er den Vorsatz wieder über den Haufen, weil ihm langweilig ist.

Die Aktivist*innen unter den Passagieren des Busses haben indes einen geradezu bahnbrechenden Einfall: Sie könnten die zivilisierte Welt und die Weltgemeinschaft doch einfach dazu bewegen, Druck auszuüben und die Weiterfahrt der Busse zu erzwingen. Einige zücken ihre Smartphones und fordern mittels Videobotschaften und Facebook-Posts, man möge sie doch statt nach Idlib besser nach Palästina bringen. Schließlich seien sie Palästinenser*innen, da wäre es doch nur recht und billig, wenn sie in ihrer Heimat Aufnahme fänden. Sie lächeln einander verschwörerisch zu ob dieses verwegenen Einfalls, der die internationale Gemeinschaft unter Zugzwang setzen würde. Diese würde vor Schreck über ein solches Ultimatum bestimmt zusammenzucken und spornstreichs freie Fahrt nach Idlib gewähren. Kaum haben sie den Gedanken zu Ende gedacht, schalten sie ihre Smartphones aus, schließlich müssen die Akkus geschont werden. Einigen fällt jetzt auch wieder ein, dass sie eine ähnliche Forderung bereits gestellt hatten. Damals, als es in Yarmouk nichts zu essen mehr gab. Und kein Hahn hat nach ihnen gekräht.

In der Zwischenzeit hat das Team Geschiedene zwei weitere Damen als Mitglieder gewonnen. Mitten in der Pampa, wo nichts als Hoffnungslosigkeit bleibt, können Konflikte zwischen Eheleuten schon mal eskalieren. Die Männer können ihre Frauen keine Sekunde länger ertragen, und die Frauen halten die Ohnmacht ihrer Männer nicht aus. Einige schlagen vor, in der Wüste ein Zeltlager aufzubauen, der Rest ist dagegen. Andere schlagen einen Kurswechsel Richtung Nordosten vor, wo die kurdischen Kräfte das Sagen haben, auch das stößt beim Rest der Gruppe auf Ablehnung. Diejenigen, die weiterhin am liebsten nach Damaskus wollen, werden vom Rest für verrückt erklärt.

Am Abend des dritten Tages verkündet Dimitri, dass es eine Einigung gegeben habe: »Ihr fahrt nach Idlib. Ohne Umweg über Aleppo.«

Am Abend des vierten Tages erreicht der Bus das Flüchtlingslager Deir Ballut im Umland von Idlib. Wieder ein Lager, aber dieses hat seinen Namen verdient. Hier stehen echte Zelte, keine Wohnhäuser mit vier oder fünf Etagen wie in Yarmouk, und die Straßen sind aus Lehm und Sand. Tag und Nacht wird das Lager von türkischen und syrischen Soldaten bewacht. Die Lage ist elendig.

Die Passagiere steigen aus. Zuerst rennen die Kinder los, um die tagelang angestaute Energie rauszulassen. Die Frauen eilen zu den Toiletten, und die Männer machen sich daran, das Zeltlager zu erkunden. Die abgeschobenen Kämpfer wirken nun verunsichert, wo sie die Kämpfer sehen, die schon hier sind und unterschiedlichen Gruppierungen angehören. Vielleicht gehörten sie früher dem Feindeslager an, womöglich haben sie gegeneinander gekämpft, im Süden von Damaskus, aus Gründen, die ihnen entfallen sind.

Die IS-Angehörigen, die mit im Bus saßen, machen sich rasch aus dem Staub. So wie diejenigen, die ein bisschen Geld besitzen. Die, die in den Dörfern und Städten der näheren Umgebung Verwandte haben. Und die, denen die Vorstellung, in Zelten zu leben, ein solcher Graus ist, dass sie lieber woandershin aufbrechen und dort ihr Glück versuchen. Und diejenigen, die von Anfang an geplant haben, in die Türkei zu gehen.

Mohammed bleibt. Er bezieht ein Zelt im Lager und hisst darüber die Fahne der Revolution. Unter den Bewohnerinnen des Lagers, in dem Palästinenser*innen und Syrer*innen leben, beginnt er, sich nach einer möglichen Ehepartnerin umzusehen. Er richtet sich einen Internetzugang ein, leider ist er extrem langsam. Ansonsten verbringt er viel Zeit mit dem Warten auf türkische Hilfslieferungen von humanitären Organisationen. Weil das der Weg ist, auf dem Wasser, Lebensmittel und ein paar Medikamente nach Deir Ballut gelangen. An heißen Sommertagen schwimmt er im Afrin-Fluss oder ruht sich an dessen Ufern im Schatten der Bäume aus. Bald gewöhnt er sich das Rauchen an. Lässt das Beten sein. Bei den Kämpfen, die jetzt zu führen sind, geht es um die kleinen Dinge. Um eine bessere Versorgung der Lagerbewohner*innen mit Hilfsgütern zum Beispiel. Und bei den Demonstrationen, die er zusammen mit den Kindern des Lagers organisiert, ruft er kräftig

mit, immer dann, wenn mal wieder kein Trinkwasser da ist, weil die humanitären Organisationen sich als unfähig erweisen. Er nennt sie: »Söldner, die sich am Leid der Bevölkerung bereichern«.

Es heißt, Mohammed habe geheiratet und vier Kinder in die Welt gesetzt. Dadurch stehe ihm nun eine größere Hilfsgüter-Ration zu als die, die er als lediger Mann erhalten habe. Man sagt außerdem, er habe über seinem Zelt jetzt die türkische Fahne gehisst. Über WhatsApp ist er noch immer mit Dimitri in Kontakt, nach dessen Befinden er sich täglich erkundigt.

Aus dem Arabischen von Rafael Sanchez und Sandra Hetzl.

Glossar

Ammar 404 ist ein Meme, das die Praxis der Zensur im Internet personifiziert, anspielend auf die bekannte Fehlermeldung *error 404*, die häufig angezeigt wird, wenn man eine gesperrte Website aufzurufen versucht. Eigentlich lautete der Hashtag der bekannten tunesischen Kampagne gegen die Online-Zensur #nhar3alazammar, sprich: #عمار - على نهار. Auch #verpisteuch (eig.: #صلاح - سيب) richtete sich gegen diese Art der Zensur. Bei der Kampagne #1briefan1politiker (eig.: #نائب إلى رسالة) wurde dazu aufgerufen, Briefe an Politiker in Form von Statusmeldungen auf Facebook zu formulieren.

Bidoon sind staatenlose Menschen in der arabischen Golfregion. Wörtlich bedeutet es: ohne. Der Begriff rührt vom arabischen *bidūn dschinsiyya* her und lässt sich übersetzen mit: ohne Staatsangehörigkeit. Er bezeichnet vor allem staatenlose Personen in Kuwait. Die ersten Bidoon waren Araber, denen im Zuge der Unabhängigkeit des Landes ein temporärer Status zugewiesen worden war, der ihnen schließlich für Generationen anhaftete. Der Bidoon-Status wird vererbt. Praktisch bedeutet dies, dass man keine amtlichen Papiere bekommt, keinen Anspruch auf Sozialhilfe hat sowie keinerlei Grundrechte – nicht eine staatliche Anstellung, nicht auf juristische Vertretung oder eine Wohnung, nicht auf Bildung, nicht auf gesundheitliche Versorgung.

Chemie-Division: Die Chemie-Division ist eigentlich die *Vierte Division* von Bashars Bruder Maher al-Assad, eine Eliteeinheit der syrischen Streitkräfte. Von Aktivist*innen wird sie als Chemie-Division bezeich-

net, weil sie für den Chemiewaffen-Angriff im August 2013 verantwortlich war.

Dschafari: Jemand von der dschafaaritischen Rechtsschule, sprich: der der Zwölfer-Schia angehört.

Doktor: »Jetzt bist du dran, Doktor« ist ein Sprechchor, der sich im Arabischen reimt: *Idschak ed-Door ya Daktoor*. Er war auf vielen Protesten in Syrien zu hören. Mit Doktor ist hier der syrische Diktator Baschar al-Assad gemeint, der vor seinem Amt Augenarzt war und der nun an der Reihe sei, abgesetzt zu werden, nach Ben Ali und Mubarak.

Khaled Nezzar war während des Bürgerkriegs in Algerien, von 1992 bis 1999, algerischer Verteidigungsminister. Als im Jahr 2019 im ganzen Land gegen eine fünfte Amtszeit von Präsident Bouteflika demonstriert wurde, erließ ein Militärgericht einen internationalen Haftbefehl gegen ihn, woraufhin er außer Landes flüchtete. Ende 2020 wurden alle Anschuldigungen gegen ihn fallengelassen, und er konnte zurückkehren.

Majestät und Ehre: Derjenige, dem Majestät und Ehre gebühren, ist der 85. und 99. Name Gottes. Diese kommen im Koran vor und werden als Synonyme für Gott verwendet.

Oktoberkrieg, *Harb Tishreen*, ist die arabische Bezeichnung für den Yom-Kippur-Krieg den Ägypten, Syrien und weitere arabische Staaten vom 6. bis zum 25. Oktober 1973 gegen Israel führten.

Rab'a al-Adawiyya ist ein Platz im Kairoer Stadtteil Nasr-City. Unterstützer*innen des ehemaligen Präsidenten Mohammed Mursi, der einen Monat zuvor durch einen Militärputsch abgesetzt worden war, hielten hier einen Sitzstreik ab. Der Sitzstreik, an dem vor allem Muslimbrüder teilnahmen, wurde am 14. August 2013 durch das Militär gewaltsam aufgelöst. Dabei kamen mindestens 1.000 Protestierende ums Leben, mehr als 2.000 wurden verletzt. Laut Human Rights Watch wur-

den noch nie in der Geschichte der Menschheit so viele Demonstrierende an einem einzigen Tag getötet.

Sadr-City: Benannt nach dem irakischen Geistlichen, schiitischen Politiker und Milizenführer Muqtada al-Sadr (*1974), dessen Streitkräfte von 2004 bis 2008 gegen US-amerikanische und irakische Truppen kämpften.

Salzstädte ist der Name der berühmten Pentalogie von Abdalrachman Munif (1933 – 2004). Sie wurde zwischen 1984 und 1989 veröffentlicht. Die ersten drei Teile sind in der deutschen Übersetzung von Magda Barakat und Larissa Bender im Heyne Verlag erschienen.

Taqiyya bezeichnet normalerweise ein Prinzip, wonach es bei Zwang oder Gefahr für Leib und Besitz erlaubt ist, rituelle Pflichten zu missachten und den eigenen Glauben zu verheimlichen. In *Acting Straight: Ein Text für meinesgleichen* wird es lediglich figurativ verwendet.

Ya Heif: Das Lied *Ya Heif* von Samih Choukaer gilt als eines der ersten Lieder der syrischen Revolution. Kaum eines ist so bekannt.

Yahiya ist sowohl ein männlicher Vorname, also auch die dritte Person Singular des Verbs *leben* in männlicher Form und bedeutet also *er lebt*. Der Romantitel von Aziz Nesin *Yahiya existiert, aber er lebt nicht* spielt mit dieser Doppeldeutigkeit.

Autor*innen

Qosay Amameh ist ein palästinensisch-syrischer Journalist, zur Zeit lebt er als Geflüchteter in Istanbul. Er arbeitet als Radio- und Fernsehmoderator. 2020 erhielt er ein Schreibstipendium durch *Ettijahat Independent Culture*, mithilfe dessen er an einem Romanprojekt arbeitet. Er ist Mitglied von NIRIJ – *Network of Iraqi Reporters of Investigative Journalism*.

Salah Badis ist ein algerischer Autor und Übersetzer. Er arbeitet als journalistischer Redakteur, schreibt Gedichte und Kurzgeschichten. Zuletzt erschienen: *Hadhihi al-Ashiaa tahduth* (Erzählungen; dt. *Solche Dinge passieren eben*, al-Mutawassit Publishing, 2019).

Rim Benrjeb ist eine tunesische Journalistin und Politikwissenschaftlerin. Derzeit arbeitet sie als Chefredakteurin für *jeem.me*, einem Onlinemagazin für Themen rund um Gender und Sexualität, außerdem schreibt sie gelegentlich für Magazine wie *ma3azef.com* oder *aljumhuriya.net*.

Andrea Böhm ist Journalistin bei der Wochenzeitung DIE ZEIT und war für diese mehrere Jahre Nahost-Korrespondentin.

Ava Homa ist die Autorin von *Daughters of Smoke and Fire* (2020). Der Roman erzählt fünfzig Jahre moderner kurdischer Geschichte. Homa ist Aktivistin und Journalistin und hat einen MA in Englisch sowie Creative Writing an der University of Windsor in Kanada absolviert. Ihre Short-Story-Sammlung über moderne iranische Frauen, *Echoes from the Other Land* (2010), wurde für den Frank O'Connor International Prize nominiert. Sie erhielt als erste das »PEN Canada-Humber College Writers-In-Exile Scholarship«. Sie können mit ihr in Kontakt treten unter: www.avahoma.com.

Ghady Kafala, ist freie Autorin und interessiert sich für marginalisierte Gruppen und Intersektionalität. Sie arbeitet im Team von elbiro.net als Programmdirektorin und verantwortet den journalistischen Inhalt der Plattform.

Avo Kaprealian ist ein syrisch-armenischer Filmemacher, Theaterregisseur und Forscher. Er macht Experimentalfilme, die die Grenzen zwischen Fiktion und Dokumentarfilm verwischen. Sein erster Spielfilm *Houses Without Doors* (2016) wurde im Berlinale Forum uraufgeführt und mehrfach international ausgezeichnet. Seit 2008 praktiziert er als Trainer interaktives Theater und *Theater der Unterdrückten*, dabei liegt sein Schwerpunkt auf psychosozialen Themen wie Frauenrechten, geschlechtsspezifischer und häuslicher Gewalt.

Mona Kareem ist eine bilinguale Lyrikerin, Übersetzerin und Literaturwissenschaftlerin. Sie lebt in New York. Sie hat drei Lyrikbände veröffentlicht und zahlreiche literarische Werke übersetzt u.a. von Octavia Butler, Ashraf Fayyad und Ra'ad Abdulqadir.

Bushra al-Maktari ist eine jemenitische Schriftstellerin und lebt in Sana'a. 2013 erhielt sie den *François-Giroud-Preis* für die Verteidigung der

Rede- und Pressefreiheit (Paris) sowie den *Leadership in Democracy Award* (Washington). 2020 wurde sie mit dem *Johann-Philip-Palm-Preis für Meinungs- und Pressefreiheit* (Schorndorf) ausgezeichnet.

Alia Mossallam interessiert sich als Kulturhistorikerin und Autorin für Lieder, die Geschichten erzählen, sowie für Geschichten über die weniger bekannten Befreiungskämpfe hinter welthistorischen Ereignissen. Derzeit ist sie EUME Postdoc-Fellow der Alexander-von-Humboldt-Stiftung zu Berlin.

Ahmed Saadawi ist ein irakischer Schriftsteller und Journalist. Er lebt in Bagdad, wo er Romane, Lyrik und Drehbücher schreibt sowie Dokumentarfilme macht. Für seinen Roman *Frankenstein in Bagdad* wurde er 2014 mit dem International Prize for Arabic Fiction ausgezeichnet. Die englische Übersetzung von Jonathan Wright stand 2018 auf der Shortlist des *Man Booker International Prize*.

Ameenah A. Sawwan ist eine syrische Aktivistin, die seit 2016 in Berlin lebt. In den letzten acht Jahren hat sie für verschiedene NGOs und Medien gearbeitet. Sie ist in den Bereichen Advocacy und Campaigning, Kommunikation und Medien tätig. Sie ist Mitglied des *Syrian Women's Political Movement*, und für die Menschenrechts- und Advocacy-Gruppe *The Syria Campaign* leitet sie außerdem Projekte mit dem Schwerpunkt Gerechtigkeit und Rechenschaftspflicht in Syrien.

Raeef al-Shalabi ist das Pseudonym eines syrischen Autors. *Acting Straight: Ein Text für meinesgleichen* ist ein Auszug aus dem Essay *Ich: der Homo*, erschienen im November 2018 auf aljumhuriya.net.

Jwan Tatar (*1984 in Amude, Syrien), ist ein kurdisch-syrischer Lyriker und Übersetzer. Er lebt in Syrien. Er hat bereits zahlreiche Schreibstipendien und Preise erhalten u.a. 2022 den *Mediterranean Poetry Prize* (Italien) sowie 2010 den *Preis des zweiten Forums für Prosalyrik* (*ja'izat al-multaqa ath-thani li-qasidat al-nathr*, Kairo). Durch das Goethe-Institut und Ettijahat Independent Culture erhielt er je ein Schreibstipendium für seinen Prosaband *ila al-'alam dur* [deutsch: *Richt euch! Augen zur Flagge!*]

Abraham A. Zeitoun ist ein libanesisch-australischer Grafikdesigner, Collagenkünstler und Kommunikationsexperte. Er hat einen Master in Architektur mit Bildender Kunst als Nebenfach. Sein Arbeitsfeld hat ihm viele Kollaborationen in den Bereichen Design und PR, aber auch eine große Bandbreite an freien Projekten ermöglicht, zwischen Theater und Kunst, bis hin zu institutionellen Arbeiten und Branding. Seine persönlichen Arbeiten wurden in zahlreichen Publikationen, Zeitschriften und Online-Magazinen veröffentlicht. Zurzeit lebt er zwischen Beirut und Paris.

Übersetzer*innen und Lektorat

Sandra Hetzl übersetzt, schreibt, forscht und kuratiert Veranstaltungen mit einem Fokus auf zeitgenössische arabische Literatur. Sie hat Erzähl- und Lyrikbände und Sachbücher von Rasha Abbas, Kadhem Khanjar, Aref Hamza, Bushra al-Maktari, Aboud Saeed, Assaf Alassaf und Raif Badawi übersetzt; sie ist die Gründerin des Agenturkollektivs *10/11* für zeitgenössische arabische Literatur und des Literaturfestivals *Downtown Spandau Medina*.

Tine Mothes, Studium der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit, ist freie Lektorin und lebt und schreibt in Berlin.

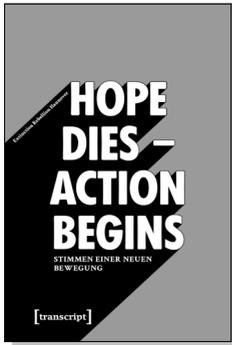
Gregor Runge hat am Deutschen Literaturinstitut Leipzig studiert und arbeitet seit 2013 als Literaturübersetzer aus dem Englischen. Er hat unter anderem E.M. Forster, Christopher Isherwood und Hilary Leichter übersetzt.

Rafael Sanchez hat 2002 einen Magister in Romanistik/Arabistik gemacht und 2016 einen Master in Fachübersetzen Arabisch/Deutsch/Englisch. Er war mehrere Jahre in arabischen Ländern unterwegs, mit beruflichen Aufenthalten in Jordanien, Jemen und Marokko. Seit 2008 arbeitet er als freier Übersetzer für diverse Online- und Printmedien

(Qantara.de, Fikrun wa Fann, taz, Tagesspiegel), das Goethe-Institut sowie das Internationale Literaturfestival Berlin.

Mirko Vogel studierte Mathematik, Arabistik und Konferenzdolmetschen in Aleppo, Beirut, Berlin und Leipzig. Er arbeitet als freiberuflicher Übersetzer und Dolmetscher und lebt mit drei Kindern in Frankfurt. Außerdem ist er Mitbegründer von *Mahara*, einem Dolmetsch- und Übersetzungskollektiv.

Politikwissenschaft



Extinction Rebellion Hannover

»Hope dies – Action begins«: Stimmen einer neuen Bewegung

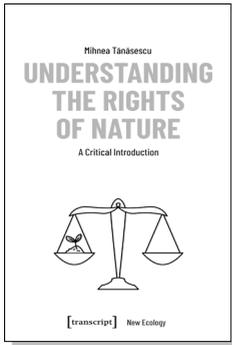
2019, 96 S., kart.

7,99 € (DE), 978-3-8376-5070-9

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5070-3

EPUB: ISBN 978-3-7328-5070-9



Mihnea Tanasescu

Understanding the Rights of Nature A Critical Introduction

February 2022, 168 p., pb.

40,00 € (DE), 978-3-8376-5431-8

E-Book: available as free open access publication

PDF: ISBN 978-3-8394-5431-2



Gregor Ritschel

Freie Zeit Eine politische Idee von der Antike bis zur Digitalisierung

2021, 274 S., kart.

28,00 € (DE), 978-3-8376-5572-8

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5572-2

EPUB: ISBN 978-3-7328-5572-8

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Politikwissenschaft



Martijn Konings
Kapital und Zeit
Für eine neue Kritik der neoliberalen Vernunft

2021, 206 S., kart.
25,00 € (DE), 978-3-8376-5038-9
E-Book:
PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5038-3



Onur Suzan Nobrega, Matthias Quent, Jonas Zipf (Hg.)
Rassismus. Macht. Vergessen.
Von München über den NSU bis Hanau:
Symbolische und materielle Kämpfe
entlang rechten Terrors

2021, 432 S., Klappbroschur, 11 SW-Abbildungen
19,90 € (DE), 978-3-8376-5863-7
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-5863-1
EPUB: ISBN 978-3-7328-5863-7



Chris Piallat (Hg.)
Der Wert der Digitalisierung
Gemeinwohl in der digitalen Welt

2021, 440 S., kart., 5 SW-Abbildungen, 3 Farbabbildungen
29,50 € (DE), 978-3-8376-5659-6
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-5659-0
EPUB: ISBN 978-3-7328-5659-6

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**